

EHE ALLE
FÜR ? FÜR
ALLE EHE
KAMPF UM GLEICHHEIT

Sabine Langenbach



redet über
Gott im
Radio

Colin Barrier



geht mit
Gott aufs
Spielfeld

Ann-Helena Schlüter



spielt für
Gott
Klavier

Liebe Leserin, lieber Leser!

Wer den Titel unserer neuen pro-Ausgabe sieht, wird vielleicht spontan denken: „Nicht schon wieder Homosexualität“. In der Tat liegt dieses Thema bei den meisten Deutschen laut einer Befragung des Instituts für Demoskopie Allensbach in der Rangfolge wichtiger Nachrichteninhalte ganz hinten. Auch die pro-Redaktion hat lang und ausführlich darüber diskutiert, in welcher Form sie das Thema aufgreift. Nachdem der Oberste Gerichtshof der USA die gleichgeschlechtliche Ehe für legal erklärt hat, ist zu erwarten, dass es auch in Deutschland früher oder später so weit sein wird.



Die Debatte, die darum geführt wird, ist oft laut und schrill. Kritiker der „Ehe für alle“ werden schnell als „homophob“ gebrandmarkt. In christlichen Gemeinden polarisiert dieses Thema. Deshalb wollen wir Ihnen Entwicklungen in der Diskussion sowie Hintergründe und Positionen aufzei-

Mit Weisheit und Mut in einer schrillen Debatte

gen. Möge Gott Ihnen und uns immer wieder Weisheit und Mut dazu geben, öffentlich umkämpften Themen nicht aus dem Weg zu gehen. Dabei gilt mehr denn je, die Liebe Jesu zum Vorbild zu nehmen: nicht vorschnelle Urteile zu fällen, aber ebenso Überzeugungen nicht zurückzuhalten.

Diese Spannung beschreibt auch die Journalistin Marie Wildermann auf Seite 17. Sie berichtet oft kritisch über den politischen Islam. Gleichzeitig möchte sie, wie Jesus es aufgetragen hat, die Menschen lieben, die dieser Religion angehören.

Ein Vorbild in ganz anderer Hinsicht ist Gott für die junge Konzertpianistin Ann-Helena Schlüter: Sie sieht Gott als „demütigen Künstler“ (Seite 36). Außer ihr werden Sie in dieser Ausgabe noch weiteren Menschen begegnen, die auf besondere Weise Zeugen für ihren Glauben sind. Ich wünsche Ihnen, dass Sie sich davon inspirieren lassen.

Christoph Irion



Inhalt	2
Meldungen	4
Leserbriefe	33
Kolumne: prost!	39

POLITIK

Titel: Viel Lärm um die „Ehe für alle“ Ein aufgeladenes Thema und die Debatte darüber	6
Titel: „Gegner der Homo-Ehe sind verängstigt“ CDU-Mann Helmut Brandt kämpft für die Ehe zwischen Mann und Frau	10
Titel: „Wahre Konservative sollten sich freuen“ CDU-Mann Jens Spahn verteidigt die Homo-Ehe	10

MEDIEN

Es ist nicht alles schlecht Mehr gute Nachrichten in die Medien	13
Vom kleinen Glück und großen Gott Sabine Langenbach kennt Glück von vielen Seiten	14

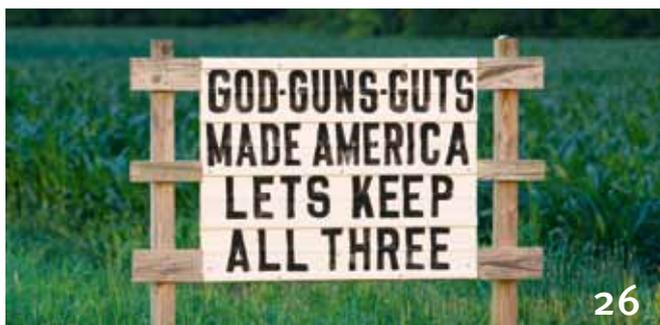
pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151



26



44



Vertraut auf Gott:
„Die Prinzen“-Sänger
Jens Sembdner

39



34

Den Nächsten lieben wie sich selbst
Von der Herausforderung, mit Liebe zu kritisieren 17

GESELLSCHAFT

- Der fromme Muskelmann**
Pastor Marcus Schneider macht
Bodybuilding und Kindergottesdienst 18
- Schöpfung bewahren – ideologiefrei**
Eine Kolumne von Wolfram Weimer 21
- „Ein Urknall aus dem Nichts ist
armseliger als Zauberei“**
William Lane Craig verteidigt den Glauben 22
- Mit Bibel und Gewehr im Haus**
Warum amerikanische Christen gerne Waffen tragen 26
- Vater ohne Kind**
Bei Abtreibungen haben Männer nichts zu sagen 29
- Hochdruckgebiet „Barrier Island“**
Footballer Colin Barrier liebt das Leben mit Jesus 30

„Eine Perlenkette von Wundern“
60 Jahre Open Doors und viele Geschichten mit Gott 34

KULTUR

- Die Künstlerin**
Für die Pianistin Ann-Helena Schlüter ist
Gott ein Vorbild 36
- Lutherleaks und die „Cloud“**
Zwischen Druckerpresse und Datenwolke 40

PÄDAGOGIK

- Das konkurrenzfähige Kind**
Wenn die Kleinsten schon perfekt sein müssen 42
- Wieder mehr Mama sein**
Rachel Macy Stafford nimmt sich
wieder Zeit für die Familie 44
- Musik, Bücher und mehr**
Neuerscheinungen kurz rezensiert 46

IMPRESSUM



Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
Vorsitzende Margarete Hühnerbein | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktionsleitung Stefanie Ramsperger | Redaktion Moritz Breckner,
Nicolai Franz, Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anne Klotz, Anna Lutz,
Norbert Schäfer, Martina Schubert, Jörn Schumacher, Jonathan Steinert
(Planer dieser Ausgabe), Dr. Johannes Weil, Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 |
IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)

Fehlendes Stück der Bibel nachgewiesen

In den Ruinen der Synagoge von Ein Gedi am Toten Meer entdeckten Archäologen vor über 40 Jahren das „fehlende Glied“ in der Geschichte der Bibeltexte. Aber erst jetzt konnten dies Wissenschaftler der Israelischen Altertumsbehörde in Zusammenarbeit mit dem amerikanischen Informatik-Professor Brent Seales nachweisen, indem sie die verkohlte Torahrolle mit der C14-Methode datierten. Sie stammt einwandfrei aus dem 6. Jahrhundert. Damit handelt es sich um einen der wichtigsten archäologischen Funde der vergangenen Jahrzehnte. Dank modernster Technologie konnten bisher acht Verse aus dem 3. Buch Mose entziffert werden. In Höhlen am Toten Meer wurden 1947 die sogenannten Schriftrollen vom Toten Meer entdeckt, unter denen sich auch zahlreiche 2.000 Jahre alte Kopien biblischer Texte befanden. Die nächste bekannte hebräische Bibelabschrift war der sogenannte Aleppo-Kodex, auch „Krone aus Aram Zuba (Aleppo)“ genannt, der Bibelabschriften aus dem 10. Jahrhundert enthält. Doch aus der Zeit der 1.000 Jahre zwischen den Rollen vom Toten Meer und dem Aleppo-Kodex fehlten bislang Abschriften des Originals der hebräischen Bibel. | ULRICH W. SAHM



Das entzifferte Stück der Torahrolle misst nur sieben Zentimeter

Foto: Ulrich W. Sahn



der Kinder zwischen neun und zehn Jahren können sich nicht länger als eine halbe Stunde ohne digitale Medien beschäftigen. Das ist eines der Ergebnisse aus der Vorstudie des Projekts „Blick-Medien“, die Mitte Juli veröffentlicht wurde. „Viele Jugendliche und Erwachsene zeigen bereits heute Anzeichen einer Medienabhängigkeit“, sagt die Schirmherrin der Studie und Drogenbeauftragte der Bundesregierung, Marlene Mortler. Es sei daher „richtig, bereits frühzeitig Kinder und ihre Eltern gemeinsam an einen verantwortungsbewussten Mediengebrauch heranzuführen“. Das Projekt will daher nicht nur den Umgang mit digitalen Medien in den Familien dokumentieren und auswerten, sondern auch die Medienkompetenz in den Familien stärken. Denn mehr als die Hälfte der befragten Eltern fühlten sich hinsichtlich des Umgangs mit digitalen Medien in ihrer Kindserziehung unzureichend informiert, heißt es in der Vorstudie. Für diese wurden ausgewählte Kinderarztpraxen und Patienten sowie deren Eltern befragt. Für die geplante repräsentative Studie sollen bei Kindern ab dem Säuglingsalter bis zum 13. Lebensjahr bei den Früherkennungsuntersuchungen „U3“ bis „J1“ daher Daten zum Lebensumfeld, zum Verhaltensmuster und zum Medienverhalten in der Familie erhoben werden. „Blick-Medien“ ist ein gemeinnütziges Projekt des Berufsverbands der Kinder- und Jugendärzte, des Instituts für Medizinökonomie der Rheinischen Fachhochschule Köln und der Deutschen Gesellschaft für Ambulante Allgemeine Pädiatrie. | ANNE KLOTZ

Drei Fragen an Abdullah Karaca

Der muslimische Regisseur Abdullah Kenan Karaca wird im Jahr 2020 die Oberammergauer Passionsspiele mit leiten. Der 26-Jährige spricht über die öffentliche Aufregung wegen seines Glaubens und erklärt, was ihm das Leiden Jesu persönlich bedeutet.

pro: Herr Karaca, wie haben Sie sich als zweiter Festspielleiter qualifiziert?

Abdullah Karaca: Es ist bei Festspielen ausschlaggebend, dass man Oberammergauer ist. Ich bin in Oberammergau geboren und aufgewachsen. Ich kenne den aktuellen Leiter der Passionsspiele, Christian Stückl, seitdem ich zehn Jahre alt war. Wir haben im Volkstheater sehr viel zusammengearbeitet, ich habe ihm assistiert. Wir verstehen uns sehr gut. Das ist eine gute Grundlage bei den Passionsspielen, dass man jemanden hat, mit dem man viel reden kann. Stückl stellt sein Team zusammen. Er will, dass die nächste Generation schon jetzt beteiligt ist.

Es gab Aufregung um Ihre Position wegen Ihres muslimischen Glaubens. Wie haben Sie diese wahrgenommen?

Ich wusste von Anfang an, dass mein Glaube ein Thema sein wird. Ich habe sogar mit mehr Kritik gerechnet. Ich bin sehr locker damit umgegangen, weil ich kein Mensch bin, der seinen Glauben vor sich herträgt und damit erstmal einen Unterschied schaffen will. Ich gehe auf Menschen zu. Das Entscheidende ist für mich: Entweder ich kann etwas mit einem Menschen anfangen oder nicht. Da ist mir egal, welche Religion er hat. So habe ich auch die Reaktionen aufgenommen. Wenn es negative Reaktionen gab, dann liegt das auch daran, dass Menschen mich nicht kennen. Aber es gibt eine grundlegende Skepsis oder Angst, dass Kritiker sagen: Muslimischer Spielleiter – was wird da passieren?

Was bedeutet Ihnen die Passionsgeschichte persönlich, spielt sie in Ihrem Glauben eine Rolle?

Natürlich, die Leidensgeschichte Jesu ist sehr ausschlaggebend an sich. Ich finde sehr erstaunlich, was Jesus uns sagen wollte, das gilt für alle Menschen und ist universell. Wir vergessen aber immer wieder, dies zu leben. Jesus ging offen durch die Welt, verurteilte Menschen nicht anhand ihres Aussehens, ihrer Andersheit. Wir sollten eher das suchen, was uns vereint, oder das, was uns ausmacht. Ich ziehe wahnsinnig viel daraus. Jesu Vergebung, die Barmherzigkeit, die Liebe, die Nächstenliebe waren so groß.

Herzlichen Dank für das Gespräch. | DIE FRAGEN STELLTE MARTINA SCHUBERT



Foto: Gabriela Neeb

Abdullah Karaca: „Jesus ist für mich als Muslim ein Prophet“

Lesen Sie das gesamte Interview auf pro-medienmagazin.de:

bit.ly/interview-karaca



Foto: Deutsche Evangelische Allianz

Hartmut Steeb sieht in der Entscheidung aus Karlsruhe eine weitere Benachteiligung von Eltern, die ihre Kinder selbst betreuen möchten

Betreuungsgeld in bisheriger Form **verfassungswidrig**

Das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe hat das Betreuungsgeld als verfassungswidrig abgelehnt. Die Regelung war auf Wunsch der CSU eingeführt worden, um Eltern, die ihre Kinder selbst betreuen, mit 150 Euro im Monat zu unterstützen. Diese Idee verwarf das Gericht nicht aus inhaltlichen, sondern aus formalen Gründen: Die Länder und nicht der Bund seien für solche Regelungen verantwortlich. Der Generalsekretär der Deutschen Evangelischen Allianz, Hartmut Steeb, bedauert die Entscheidung. „Faktisch bedeutet das Urteil eine erneute Benachteiligung des Familienmodells, wonach Eltern vorrangig selbst für die Betreuung und Erziehung ihrer Kinder zuständig sind“, erklärte er. „Das dürfen sie auch weiterhin, aber ohne vom Tropf der öffentlichen Zuwendung zu profitieren. Das bedeutet eine Einschränkung der Wahlfreiheit.“ Dass die öffentliche Hand im Ergebnis lieber 1.000 Euro pro Krippenplatz für die Fremdbetreuung aufwendet, als der Familie selbst wenigstens 15 Prozent davon zu geben, sei für ihn eine „große Ungerechtigkeit“. Während SPD, Grüne und Linkspartei die Entscheidung gegen das Betreuungsgeld feierten, erklärte CSU-Chef Horst Seehofer, Bayern werde die Leistung weiter bezahlen. Ob andere Bundesländer sich dem anschließen, ist noch offen, aber eher unwahrscheinlich. | MORITZ BRECKNER

Viel Lärm um „Ehe für alle“

Die öffentliche Debatte um eine gleichgeschlechtliche Ehe ist emotional und ideologisch höchst aufgeladen. Vorschnelle Urteile und Vorwürfe machen eine sachliche Auseinandersetzung schwierig. Dabei betrifft das Thema nur einen kleinen Bruchteil der Gesellschaft. Und es ist vielschichtiger, als es die Debatte erscheinen lässt. | VON NICOLAI FRANZ UND JONATHAN STEINERT

Ich bin schwul!“, brüllte Wolf Bruske übers Lenkrad, als er vor einigen Jahren durch Friedrichshafen fuhr. 2008, zwei Tage vor Weihnachten, hatte er einen Burnout. „Ich habe 40 Jahre gegen mich selbst gelebt, mich innerlich wundgescheuert.“ Sein Coming-Out hat zur Folge, dass der Familienvater seinen Beruf als Baptistenpastor aufgeben muss. Nach eigenen Angaben wusste Bruske bereits als Teenager von seiner Homosexualität. Doch er versuchte, seine Empfindung zu verdrängen. Bruske heiratete eine Frau, obwohl er eigentlich anders empfand.

Homosexualität ist im Jahr 2015 so stark akzeptiert wie noch nie. Heute geht es in der politischen Diskussion vor allem darum, ob die Eingetragene Lebenspartnerschaft der Ehe gleichzustellen sei. Eigentlich galt es als ausgeschlossen, dass die Große Koalition das Thema noch in dieser Legislaturperiode auf die Tagesordnung setzen würde. Im Koalitionsvertrag zwischen CDU, CSU und SPD heißt es lediglich, dass Diskriminierungen gleichgeschlechtlicher Partnerschaften abgebaut werden müssten – von vollständiger Gleichstellung war nicht die Rede. Zwar hisste die SPD-Familienministerin Manuela Schwesig 2014 noch die Regenbogenfahne auf dem Dach ihres Ministeriums als Zeichen der Solidarität mit Schwulen und Lesben. Ihrem Beispiel folgte die lesbische Umweltministerin Barbara Hendricks (SPD). Doch als das Kanzleramt, wie die linksalternative Berliner Tageszeitung taz berichtete, „massiv intervenierte“, mussten die Fahnen wieder eingerollt werden.

Spätestens als sich die als katholisch-konservativ geltenden Iren jüngst per Volksabstimmung für die Homo-Ehe aussprachen, witterten auch die hiesigen Kämpfer für die vollständige Gleichstellung wieder Morgenluft. Als wäre es abgesprochen gewesen, legalisierte der Supreme Court, das höchste US-Bundesgericht, kurz darauf die Homo-Ehe – landesweit. Seitdem wird das Thema auch in Deutschland wieder offen diskutiert. Der CDU-Parteitag hatte sich 2012 gegen die Öffnung der Ehe ausgesprochen, 2013 bestätigte das CDU-Präsidium diese Position. Doch trotz der konservativen Haltung der Union wur-

de die Eingetragene Lebenspartnerschaft der Ehe immer mehr gleichgestellt. So entschied das Bundesverfassungsgericht 2013, dass das Ehegattensplitting auch für Eingetragene Lebenspartnerschaften gelten müsse. Der wesentliche Unterschied zur Ehe ist das volle Adoptionsrecht. Nur Eheleute können bisher gemeinsam ein Kind adoptieren. Homosexuelle Partner dürfen dies nur, wenn der andere ein leibliches Kind hat. Per sogenannter Sukzessiv-Adoption kann der Lebenspartner das Kind des anderen dann adoptieren. Die Unterschiede zur Ehe sind bereits heute nur noch marginal. Innerhalb der Unionsfraktion werden die Verfechter der klassischen Ehe weniger – und leiser (siehe unser Interview mit dem CDU-Abgeordneten Helmut Brandt). Da überraschte es, dass der Berliner Landesverband der CDU sich Ende Juli mit 45 zu 35 Prozent der Stimmen gegen die „Ehe für alle“ aussprach. Umgehend empörte sich der Grünen-Politiker Volker Beck. Die „Ewiggestrigen“ in der CDU sollten „die Geiselhaft der Mehrheit in Gesellschaft, Bundestag und Bundesrat endlich beenden“, sagte er. „Wir können nicht darauf warten, bis der letzte Hansel seine Vorurteile über Bord geworfen hat.“ Die Debatte um die Homo-Ehe ist so laut und schrill wie sonst kaum eine andere.

Homosexualität und Bibel

Auch christliche Kirchen und Gemeinden diskutieren zunehmend darüber, wie sie mit Homosexualität umgehen sollen. Im Zentrum der theologischen Auseinandersetzung stehen dabei Bibelstellen aus dem Alten und Neuen Testament. Im 3. Buch Mose, Kapitel 18, Vers 22, steht: „Du sollst nicht bei einem Mann liegen wie bei einer Frau; es ist ein Gräueltat.“ Paulus kritisiert im 1. Korintherbrief, dem Römerbrief und dem 1. Timotheusbrief die „Unzüchtigen“, die „Knabenschänder“, „Lustknaben“ – Begriffe, die man auf gleichgeschlechtlichen Sexualverkehr beziehen kann. Im Römerbrief kritisiert er generell den „widernatürlichen Verkehr“ homosexueller und lesbischer Beziehungen (Römer 1,26-27). Manche Ausleger sind der Überzeugung, damit seien vor allem missbräuchliche homosexuelle Handlungen gemeint und nicht etwa homosexuelle Liebesbeziehungen, um die sich die heutige Auseinandersetzung dreht. Andere – darunter auch liberale Theologen – sehen darin ein grundsätzliches Verbot homosexueller Handlungen, das darüber hinaus schon in der Schöpfungsordnung angelegt sei: Gott hat den Menschen laut dem biblischen Zeugnis als Mann und Frau erschaffen. Damit habe er ausschließlich dieser Verbindung den Auftrag der Fortpflanzung und Sexualität gegeben.

Zwei Lager gibt es auch in der Frage, wie die Bibelstellen in der heutigen Zeit zur Anwendung kommen sollen. Einige Theologen finden, die Verbote von Paulus seien heute nicht mehr gültig. Schließlich sei Paulus auch nur ein Kind seiner Zeit gewesen und habe nichts von verantwortungsvoll gelebten homo-

Zwei gleichgeschlechtliche Ampelmännchen, wie es sie zum Beispiel in Hamburg gibt. Im Moment dürfen homosexuelle Paare noch nicht heiraten – aber schon bald könnte das Licht auf Grün umspringen



sexuellen Beziehungen gewusst. Andere bestreiten das und halten daran fest, dass die Bibel als Gottes Wort in sexualethischen Fragen auch heute noch verbindlich sei. Trotz der teils verwirrenden Diskussion werden auch die deutlichsten Befürworter zugeben müssen, dass ihre Position sich nicht ohne Weiteres mit der Bibel vereinbaren lässt.

So spricht sich zum Beispiel die Deutsche Evangelische Allianz gegen Diskriminierung von Homosexuellen aus, sieht aber „praktizierte Homosexualität – wie andere Formen der außerehelichen Sexualität – grundsätzlich als unvereinbar mit der für den christlichen Glauben maßgebenden biblischen Ethik an“. Außerdem wendet sich die Allianz gegen eine Gleichstellung von Lebenspartnerschaften mit der klassischen Ehe.

Stimmung in der Evangelischen Kirche hat sich gewandelt

In der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) hat sich offenbar ein Wandel vollzogen. Noch 2004 hatte die EKD vor dem vollen Adoptionsrecht für homosexuelle Paare gewarnt. 2013 sprach sich der damalige Ratsvorsitzende Nikolaus Schneider laut dem Evangelischen Pressedienst noch gegen eine Gleichstellung aus, da es Unterschiede zwischen Ehe und Lebenspartnerschaften gebe. So werde „bei Ehe mitgedacht, dass es eine Beziehung zwischen Mann und Frau ist, aus der Kinder hervorgehen können“. Im Mai dieses Jahres machte sich der jetzige Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm hingegen im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* dafür stark, dass Homosexuelle auch eine Ehe schließen dürften. „Die Bedeutung der Ehe zwischen Mann und Frau wird dadurch kein bisschen geschmälert“, sagte er. Innerhalb weniger Jahre ist die Stimmung gekippt.

„Wir können nicht darauf warten, bis der letzte Hansel seine Vorurteile über Bord geworfen hat.“

Volker Beck (Bündnis 90/Die Grünen)

Markus Hoffmann findet, dass die Ehe Mann und Frau vorbehalten sein sollte. Zwar hält er es für richtig und notwendig, anderen Lebens- und Familienformen auch einen rechtlichen Rahmen zu geben. Aber die Ehe sollte seiner Meinung nach nur Mann und Frau vorbehalten sein. Hoffmann hat selbst einmal homosexuell empfunden. Jetzt ist er mit einer Frau verheiratet und hat drei Kinder. Er gehört zu den Gründern von „Wüstenstrom“, einer Organisation, die christlich orientierte Lebensberatungen im Bereich Identität und Sexualität anbietet. „Wüstenstrom“ geriet bereits mehrfach ins mediale Kreuzfeuer mit dem Vorwurf, dort würden „Umpolungstherapien“ gemacht, Homo- zu Heterosexuellen verwandelt. Hoffmann weist das zurück. In

die Beratung von „Wüstenstrom“ kämen Menschen, die Fragen an ihr sexuelles Empfinden hätten und Hilfe suchten, erklärt er. Manche hätten auch den Wunsch, ihre homosexuelle Orientierung zu verändern. Denen sagt Hoffmann, dass man Homosexualität nicht einfach „wegmachen“ könne. Und selbst wenn sich eine Veränderung einstellen sollte, heiße das nicht, dass man nie wieder so empfinde.

Die Annahme, dass Sexualität grundsätzlich veränderbar ist und verschiedene Formen kennt, ist eine wesentliche Grundlage für die Arbeit von „Wüstenstrom“. Die Organisation stützt sich dabei unter anderem auf die einschlägigen Forschungsergebnisse des amerikanischen Sexualwissenschaftlers und Zoologen Alfred Charles Kinsey. Für seine Studien, die als Kinsey-Report bekannt wurden, befragte er rund 20.000 Amerikaner zu ihrem Sexualleben. Die Ergebnisse, wie jenes, dass knapp die Hälfte der Männer homo- und heterosexuelle Empfindungen hat, befeuerten in den Fünfzigerjahren die sexuelle Revolution. Homo-Aktivisten gehen jedoch auf die Barrikaden, wenn die Rede davon ist, Homosexualität könne verändert werden. Das erklärte auch die Bundesregierung 2008 in einer Antwort auf eine Kleine Anfrage von Grünen-Politikern: „Die Bundesregierung vertritt weder die Auffassung, dass Homosexualität einer Therapie bedarf, noch dass Homosexualität einer Therapie zugänglich ist.“ Die Fachwelt lehne solche Therapien überwiegend ab. Bei der Mehrzahl der so therapierten Personen habe es sogar „negative und schädliche“ Auswirkungen gegeben – von „Ängsten, sozialer Isolation, Depressionen bis hin zu Suizidalität“ ist da die Rede.

Mehrheit der Deutschen ist für die Homo-Ehe

Hoffmann sieht im Kampf, den Homosexuelle um die Öffnung der Ehe führen, allein ein ideologisches Anliegen, das eine kleine Gruppe politisch durchzusetzen versucht. „Die wenigsten Homosexuellen wollen eine Lebenspartnerschaft“, so sieht es zumindest Hoffmann. Es gehe nur um „die platte Durchsetzung von Rechten“ – unabhängig davon, ob diese genutzt würden. Dass die gleichgeschlechtliche Ehe auch in Deutschland eingeführt wird, davon ist Hoffmann allerdings überzeugt.

In der deutschen Bevölkerung gibt es dafür inzwischen eine Mehrheit. Das Institut für Demoskopie Allensbach hat die Meinungen zur rechtlichen Gleichstellung homosexueller Paare regelmäßig untersucht. 2007 waren 39 Prozent der Bevölkerung gegen eine völlige Angleichung und etwa ein Viertel dafür. Fünf Jahre später hatten sich die Mehrheitsverhältnisse gedreht: Nun waren 43 dafür und jeder Dritte Befragte dagegen. Der Trend setzt sich fort. Mittlerweile befürwortet laut Allensbach die Hälfte der Deutschen, dass Homosexuelle genauso heiraten dürften wie heterosexuelle Paare.

Auch „das christliche Hinterland“ räume hierbei seine Positionen, sagt Hoffmann. Christen hätten es nicht geschafft, die gesellschaftlich rasante Entwicklung der Sexualmoral aufzuarbeiten und theologisch zu begründen, warum es sinnvoll sein kann, sein Leben anders zu gestalten. Auch auf Fragen von Homosexuellen hätten Seelsorger keine Antworten gehabt – das war Hoffmanns eigene Erfahrung. Im öffentlichen Umgang mit seiner Organisation sieht er ein glänzendes Beispiel dafür, wie Christen sich unter öffentlichem Druck wegduckten. Beim Christival in Bremen 2008 gab es massive Proteste von Linken und

der Homosexuellen-Szene gegen ein Seminar, das „Wüstenstrom“ dort anbieten sollte. Es wurde schließlich abgesagt – und die Organisation später nicht mehr zu der Veranstaltung eingeladen. Ähnliches geschah beim Kongress der Akademie für Psychotherapie und Seelsorge und beim Kongress für Sexualethik 2014 in Kassel. „Selbst hier in der Region kommen wir mit unseren Veranstaltungen nicht mehr in christliche Tagungshäuser, weil wir Wüstenstrom sind.“ Auf dem Markt der Möglichkeiten auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag war „Wüstenstrom“ auch in diesem Jahr nicht erwünscht. Die Begründung: Die Organisation passe nicht zur Toleranz des Kirchentages.

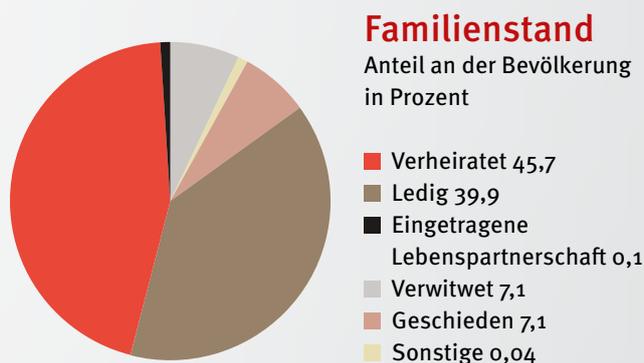
Juristen: Änderung der Verfassung notwendig

Seit das Bundesverfassungsgericht 2013 das Adoptionsrecht für Homosexuelle gestärkt hat, nimmt das Thema Homosexualität in deutschen Nachrichten deutlich mehr Raum ein als in den Jahren zuvor, auch wenn der Anteil an der Gesamterichterstattung immer noch unter einem Prozent liegt. Das zeigen aktuelle Analysen des Forschungsinstituts „Mediatenor“. Allerdings hat sich der Zungenschlag in der Berichterstattung verändert. Während die Medien bis 2013 vor allem die Fortschritte im Kampf gegen Diskriminierung betonten, stehen seitdem die Defizite bei der Gleichstellung im Vordergrund. Dafür werden vor allem die Unionsparteien, die Bundesregierung und die Katholische Kirche verantwortlich gemacht.

Ist die „Ehe für alle“ also vor allem eine Frage politischer Mehrheiten? Juristen haben daran Zweifel. In Deutschland ist sie nicht so ohne Weiteres mit dem Grundgesetz in Einklang zu bringen. Denn darin ist festgehalten, dass Ehe und Familie unter dem besonderen Schutz des Staates stehen – und damit ist nicht die gleichgeschlechtliche Ehe gemeint. „Der Ehebegriff des Grundgesetzes ist also keine inhaltlich auswechselbare, von den Gerichten nach dem jeweiligen Zeitgeist neu auszurichtende ‚Generalklausel‘ [...]. Er ist vielmehr ein durch seine Entstehungsgeschichte und die Rechtstradition festgefügtter Wertemaßstab“, erklärt der Jura-Professor Bernd Rüthers in einem Beitrag der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Wenn die Ehe also für Homosexuelle geöffnet werden sollte, müsste dafür das Grundgesetz geändert werden. Dafür ist im Bundestag und Bundesrat je eine Zweidrittelmehrheit erforderlich. Diese Rechtsauffassung vertritt auch das SPD-geführte Justizministerium. Ob die klassische Ehe weiterhin den besonderen staatlichen Schutz genießen sollte, darüber ist die deutsche Gesellschaft gespalten. Vor allem zwischen Jung und Alt gibt es deutliche Unterschiede. Von den 16- bis 29-Jährigen können 63 Prozent nichts mit dem besonderen Status der Mann-Frau-Verbindung anfangen und sehen es als ungerechtfertigte Diskriminierung an, dass Homosexuelle nicht heiraten dürfen. Bei den über 60-Jährigen ist es genau umgekehrt. Dennoch finden fast drei von vier Befragten, ein Kind brauche ein Heim mit Vater und Mutter. „Es ist offensichtlich, dass den meisten Deutschen das Ideal der traditionellen Familie vor Augen steht und dass zumindest viele Menschen homosexuelle Partnerschaften mit Kindern mit Unbehagen betrachten“, resümiert Thomas Petersen vom Allensbacher Institut.

Als wichtig erscheinen den Deutschen andere Probleme wie Flüchtlinge, islamistischer Terrorismus und die Stabilität des

Euro. Die Homo-Ehe liegt auf der Relevanzskala der Mediennutzer ganz am Ende. Letztendlich betrifft das Thema auch nur eine sehr kleine Minderheit der Bevölkerung. Laut einer Emnid-Umfrage aus dem Jahr 2000 gaben 1,3 Prozent der Männer und 0,6 Prozent der Frauen an, homosexuell zu sein. Als bisexuell bezeichneten sich 2,8 Prozent der Männer und 2,5 Prozent der Frauen. Zum eigenen Geschlecht hingezogen fühlten sich zwar 9,4 Prozent der Männer und 19,5 Prozent der Frauen – aber sie bezeichneten sich nicht als homosexuell. In so gut wie allen Studien aus verschiedenen Ländern sagten nie deutlich mehr als ein bis zwei Prozent, sie seien homosexuell.



Quelle: Mikrozensus 2011 | Grafik: pro

Viel Lärm um ein Randthema also? Matthias (Name geändert) fühlt sich jedenfalls nicht von den Homosexuellen-Verbänden repräsentiert. Er stellt mit 16 Jahren fest, dass er sich zu anderen Jungen und Männern hingezogen fühlt. Doch ihn plagten Selbstzweifel, er fühlt sich minderwertig. „Ich dachte, wenn ich so bin wie die, wenn ich so aussehe und so einen Körper habe, dann bin ich auch endlich mal cool.“ Vier Monate lang hatte er einmal einen Partner. Der war für Matthias das Bild eines perfekten Mannes – er moderierte in der Gemeinde, sah gut aus, war aufgeschlossen und konnte auf Menschen zugehen. Aber Matthias stellt fest, dass es ihm eigentlich um etwas anderes geht als um die Partnerschaft: „Ich will nichts mehr als den Körper von jemand anderem. Das wäre gar keine Beziehung, das ist die Kompensation meines Problems.“ Deshalb hat er sich entschieden, in eine Bruderschaft einzutreten und keusch zu leben. Für die Homo-Verbände dürfte es jemanden wie ihn gar nicht geben, sagt er. „Mit ihrer Politik grenzen sie mich aus.“

Die Politik und die Justiz sind dabei, fundamentale gesellschaftliche Entscheidungen zu treffen, deren bloße Erwägung vor wenigen Jahrzehnten noch undenkbar gewesen wäre. Es geht nicht nur um Mehrheiten für oder gegen eine bestimmte politische Richtung, sondern auch um grundlegende, womöglich zeitunabhängige Vorstellungen davon, was Ehe und Familie bedeuten – sowohl im Staat als auch in der Kirche. Alle Beteiligten haben deshalb eine faire Debatte verdient, die ihnen hilft, sich eine Meinung dazu zu bilden. Wolf Bruske, der sein persönliches Coming-Out im Auto hatte, ist heute kein Pastor mehr, sondern freier Theologe. Er hält Trauungen, Trauerfeiern und Willkommensfeiern – „für Leute, die keine Kirche haben, kriegen und wollen“. Von seiner Frau hat er sich scheiden lassen. Er liebt sie heute noch – „aber nicht wie ein Ehemann, das konnte ich nie“. ■

„Gegner der Homo-Ehe sind verängstigt“

Helmut Brandt (CDU) ist gegen die gleichgeschlechtliche Ehe. Er beklagt, dass Politiker Angst davor haben, eine konservative Haltung einzunehmen – obwohl es die auch bei SPD, Grünen und Linkspartei gebe. | DIE FRAGEN STELLTE NICOLAI FRANZ

pro: Die Iren haben für eine Öffnung der Ehe für homosexuelle Paare gestimmt. Ist es in Deutschland auch bald so weit?

Jens Spahn: Früher oder später, ja. In den letzten 15 Jahren ist die Offenheit dafür gewachsen. Seit dem Lebenspartnerschaftsgesetz 2001 hat es weitere Gleichstellungsschritte gegeben. Anders als in Spanien oder Frankreich, wo eine Million Menschen gegen eine völlige Gleichstellung demonstriert haben, entwickelt sich in Deutschland ein breiter Konsens. Ob es hier nun ein oder zwei Jahre länger dauert, ist nicht entscheidend, sondern eine hohe Akzeptanz.

Die CDU-Spitze, zu der auch Sie gehören, hat sich gegen eine vollständige Gleichstellung ausgesprochen. Frustriert Sie das?

Niemand hat sich bei dem Thema so weit bewegt wie die CDU. Ich wünsche mir aber, dass meine Partei das Thema endlich als ihres versteht. Die Öffnung der Ehe ist nicht Beliebigkeit, im Gegenteil. Ehe ist immer eine verbindliche Verpflichtung, ein öffentliches Sich-zueinander-Bekennen, ein Füreinander-Einstehen: Wenn der eine morgen krank ist, ist der andere für ihn da. Sie ist eine zutiefst wertgebundene Institution. Wahre Konservative sollten sich darüber freuen, wenn zwei Menschen die Ehe für sich wollen.

Neben dem gemeinsamen Adoptionsrecht geht es nur noch darum, ob die Eingetragene Lebenspartnerschaft fortan Ehe genannt wird. Warum ist das so wichtig?

Am Ende geht es auf beiden Seiten um einen hohen symbolischen Wert. Echte Sachargumente gegen die Öffnung der Ehe höre ich selten – denn es gibt fast keine. Das Bild der Ehe hat sich immer

pro: Das Oberste Gericht in den USA hat landesweit Schwulen und Lesben garantiert, dass sie heiraten dürfen. Ist es in Deutschland auch bald soweit?

Helmut Brandt: Ich persönlich hoffe, dass es nicht soweit kommt. Gleichgeschlechtliche Partnerschaften sollten nicht diskriminiert werden. Seit 2001 gibt es deshalb einige gesetzliche Regelungen, die die Ehe mit der gleichgeschlechtlichen Partnerschaft weitgehend gleichstellen. Die Ehe ist jedoch nicht dasselbe wie eine Partnerschaft zwischen zwei gleichgeschlechtlichen Partnern. Diesen essenziellen Unterschied möchte ich auch in Zukunft beibehalten.

Der wesentliche Unterschied zwischen Ehe und Eingetragener Lebenspartnerschaft ist neben der Bezeichnung nur noch das gemeinsame Adoptionsrecht. Warum ist Ihnen dieser Unterschied so wichtig?

Es ist eine grundlegende Frage für unsere Gesellschaft. Die Ehe zwischen Mann und Frau ist die Lebensform, die alleine in der Lage ist, Kinder zu zeugen und damit die Gemeinschaft weiterzubringen. Kinder sind in einer Partnerschaft von Mann und Frau besser aufgehoben als in einer gleichgeschlechtlichen. Das ist zumindest meine persönliche Meinung, solange nicht das Gegenteil bewiesen ist. Bislang gibt es nur wenige verlässliche wissenschaftliche Studien dazu. Das Wohl des Kindes ist der einzig ausschlaggebende Gesichtspunkt.

Trotzdem bleiben manche Ehen kinderlos. Ein SPD-Abgeordneter unterbrach Sie neulich während Ihrer Rede im Bundestag mit den Worten: „Und was ist mit der Bundeskanzlerin?“



Foto: Stephan Baumann

Jens Spahn ist einer der prominentesten Befürworter in der Unionsfraktion für die Öffnung der Ehe für Homosexuelle

Leider können Paare manchmal keine Kinder bekommen – aus welchen Gründen auch immer. Das hat aber mit dem Grundsatz nichts zu tun, dass die Ehe die Verbindung zwischen Mann und Frau ist, was aus meiner Sicht im Grundgesetz und auch historisch verankert ist.

Es geht Ihnen also nicht darum, dass Kinder tatsächlich geboren werden, sondern dass in der Partnerschaft die biologische Möglichkeit dafür vorhanden ist?

Dies ist in meinen Augen der elementare Unterschied. Es gibt auch Ehen, die auseinandergehen oder Menschen, deren Kinderwunsch sich nicht erfüllt. All das bedaure ich. Gleichgeschlechtliche Partner haben ebenfalls den Wunsch, füreinander da zu sein. Aber es gibt halt auch Unterschiede. Die Überdehnung des Gleichheitsgrundsatzes, wie sie das Verfassungsgericht in letzter Zeit entschieden hat, ist eine falsche Entwicklung. Dieser stelle ich mich entgegen.

Die CDU-Spitze und der Parteitag haben sich gegen eine vollständige Gleichstellung ausgesprochen. Wird diese Position zu halten sein?

Das Grundsatzprogramm aus dem Jahr 2007 hat ausdrücklich klargestellt, dass die Ehe nur zwischen Mann und Frau geschlossen werden kann. Daran halten wir fest. Es ist normal, dass es in einer Volkspartei wie der CDU andere Meinungen dazu gibt. Das ist aber nicht die Mehrheit. Ich schließe nicht aus, dass sich das in absehbarer Zeit ändert. Aber das entspricht nicht meinem Wunsch.

Ihr Kollege Jens Spahn beklagt die Schärfe der Debatte. Stimmen Sie ihm zu?

schon gewandelt: Das Bundesverfassungsgericht hat früher mal geurteilt, dass die Frau in der Ehe zum lächelnden Beischlaf verpflichtet ist; es gab die Debatte zur Vergewaltigung in der Ehe Anfang der neunziger Jahre oder die Auffassung, dass ein Mann seiner Frau ohne ihr Einverständnis den Job kündigen konnte.

Kürzlich kritisierten Sie die Schärfe der Debatte um die Homo-Ehe. Was stört Sie?

Es wird mit großen verbalen Kanonen aufeinander geschossen. Wer findet, dass zu einer Ehe Mann und Frau gehören, oder wer sich schwer vorstellen kann, dass zwei Männer ein Kind großziehen, der ist ja nicht gleich schwulenfeindlich. Genauso wie jemand nicht gleich islamfeindlich ist, der ein Problem mit der Burka hat. Auf der anderen Seite sollen sich aber auch diejenigen beruhigen, die meinen, die „Ehe für alle“ sei der Untergang des Abendlandes. Ich bekomme E-Mails, in denen steht: „Wir haben schon die niedrigste Geburtenrate auf der Welt, und jetzt wollt ihr auch noch eine Ehe für Schwule.“ Da einen Kausalzusammenhang herzustellen, ist – mit Verlaub – ziemlich albern.

Die Menschen haben Sorge vor einem Angriff auf die Familie.

Ich verstehe überhaupt nicht, wo dieser Angriff ist. Nur weil zwei Männer oder zwei Frauen heiraten dürfen, wird nicht ein einziges Kind weniger geboren oder eine heterosexuelle Ehe weniger geschlossen. Keine Familie wird dadurch irgendwie schlechter behandelt. Wir sollten generell die Menschen ermutigen, mehr Kinder zu bekommen – aber das macht man doch nicht, indem man andere Lebensformen abwertet.

Ihre Kritiker würden sagen: Eine Ehe wird dadurch entwertet, dass andere Beziehungen nun auch so genannt werden – so

Ja, sie wird viel zu emotional und manchmal fast hysterisch geführt. Ich habe das auch im Bundestag moniert. Viele derjenigen, die Toleranz für die Ehe zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern einfordern, besitzen nicht die Toleranz, andere Meinungen auszuhalten. Ich kenne viele homosexuelle Menschen, die ich in keiner Form diskriminieren möchte. Aber einige Befürworter der gleichgeschlechtlichen Ehe sorgen mit ihrem Verhalten für Verängstigung in manchen Parteien.

Haben Sie dazu konkrete Erfahrungen?

Bei den Diskussionen im Bundestag ist das Plenum schwach besetzt – und zwar überwiegend von denen, die die Ehe öffnen wollen. Die, die dagegen sind – und das ist nach meiner Auffassung die Mehrheit –, trauen sich kaum, dies offen zu sagen. Wenn sich alle bei Grünen, SPD und Linken offenbaren müssten, die meiner Meinung sind, hätten sie in ihren Parteien schlechte Karten.

Gibt es denn Kritiker der Homo-Ehe in den eher linken Parteien?

Selbstverständlich. Wenn sie sich äußerten, würden sie in ihrer Partei schief angesehen werden. Deshalb schweigen sie. Ich fordere, dass Toleranz auch gegenüber denen geübt wird, die meiner Meinung sind.

Denken Sie sich nicht manchmal, dass es besser wäre, diesem schwierigen Thema aus dem Weg zu gehen und dafür entspannter zu leben?

Ganz im Gegenteil. Für mich ist es auch kein unangenehmes Thema, sowohl im politischen als auch im privaten Bereich. Es handelt sich nicht um eine politische Petitesse, sondern es ist wichtig für die Entwicklung unserer Gesellschaft. Es ist zwar nicht exis-

„Wahre Konservative sollten sich freuen“

Jens Spahn gilt mit seinen 35 Jahren als große Nachwuchshoffnung der CDU – und als einer der prominentesten Unterstützer der Ehe für Homosexuelle. | **DIE FRAGEN**

STELLTE NICOLAI FRANZ

tenziell, dennoch halte ich es für so wichtig, dass ich mich auch weiter dafür beziehungsweise dagegen einsetze.

Die saarländische Ministerpräsidentin Annegret Kramp-Karrenbauer hat vor Forderungen nach Geschwister- und Vielehen gewarnt, wenn die traditionelle Ehe geöffnet wird. Teilen Sie diese Befürchtung?

Ich glaube nicht, dass diese Forderungen konkret drohen oder dass jene, die die gleichgeschlechtliche Ehe fordern, dies beabsichtigen. Wer Frau Kramp-Karrenbauer kennt, weiß auch, dass sie das nicht so gemeint hat. Die Äußerung zeigt aber: Wenn man Leitplanken abbaut, fühlen sich vielleicht auch Leute mit darüber hinausgehenden Forderungen berufen. Bestimmte Grundsätze darf man nicht ohne Not aufgeben.

Laut Umfragen sind zwei Drittel der Deutschen für die Homo-Ehe.

Auf solche Umfragen gebe ich nicht viel. Ich glaube, dass die meisten überhaupt nicht wissen, wie weit wir mit der Gleichstellung bereits sind. Ich befürworte zwar diese weitestgehende Gleichstellung, nicht hingegen die Ehe zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern. In meinem Wahlkreis bestätigen mir die Leute diese Haltung. Es gibt eine Mehrheit gegen Diskriminierung anderer Lebensformen, aber nicht dafür, diese als Ehe zu bezeichnen.

Wäre die CDU noch eine konservative Partei, wenn sie die Homo-Ehe beschließt?

Zu einer konservativen Partei gehört, dass man an Werten festhält, sich aber auch nicht vor Veränderungen verschließt. Sie muss die richtigen Entscheidungen treffen, die unsere Gesellschaft voranbringen. ■

wie man einen Mercedes nicht zum Volkswagen macht.

Ach, die Schwulen sind jetzt der Volkswagen?

Es geht nicht um die bessere oder schlechtere Marke, sondern darum, wie man sie nennt.

Eben. Aber alle Ehen sind doch dann mit ihrem Grad an Verbindlichkeit der Mercedes. Der Staat fördert die Ehe steuerrechtlich, weil zwei Menschen verbindlich füreinander eintreten, eine Wirtschaftseinheit bilden und nicht zuerst nach dem Staat rufen – in guten wie in schlechten Zeiten. Diese Idee wird doch gestärkt, wenn auch Schwule und Lesben heiraten dürfen. In den Siebzigerjahren galt die Ehe als spießig, kleinbürgerlich, überwunden. Heute kämpft eine eher linke Szene für die Ehe. Statt sich darüber zu freuen, dass dieses alte Bündnis eines verbindlichen Zusammenlebens eine Renaissance erlebt, gibt es Unbehagen. Das verstehe ich nicht.

Die saarländische Ministerpräsidentin Annegret Kramp-Karrenbauer (CDU) hat davor gewarnt, dass auf die Öffnung der Ehe auch Forderungen nach der Ehe für enge Verwandte oder mehr als zwei Menschen folgen könnten. Sie wurde nicht nur beschimpft, sondern auch angezeigt. Sie haben sie verteidigt – warum?

Weil ich mir, wie gesagt, mehr Gelassenheit in der Debatte wünsche. Ich sehe die Sache entschieden anders als Frau Kramp-Karrenbauer. Aber wer gleich Anzeige erstattet, dem sind wohl die Argumente ausgegangen. Was die Vielehe oder die Geschwisterehe angeht: Beide sind ausdrücklich im Bürgerlichen Gesetzbuch verboten und strafbewehrt, weil es einen breiten gesellschaftlichen Konsens dagegen gibt. Laut Umfragen gibt es hingegen eine hohe



Helmut Brandt, 64, sitzt seit 2005 für die CDU im Bundestag

Foto: helmut-brandt.de

Zustimmung dafür, die Ehe für Schwule und Lesben zu öffnen. Daher ist die Debatte ein wenig an den Haaren herbeigezogen.

Wenn es keine gesellschaftliche Mehrheit für die Öffnung der Ehe gäbe – diese Zeiten liegen nicht weit zurück –, mit welchem Recht hätten Homosexuelle dann die „Ehe für alle“ fordern können?

Am Ende ist es eine Frage der Gleichberechtigung, der Gleichstellung und Gleichwertigkeit. Die Ehe war im Mittelalter auch noch eine andere als heute, da mussten Sie Ihren Lehnsherrn fragen, ob Sie heiraten dürfen – und er hatte auch noch das Recht der ersten Nacht. Nach Ihrer Logik gefragt: Mit welchem Recht wählen Menschen heute ihre Partner selbst aus?

Die Ehe wandelt sich aus Ihrer Sicht also stetig. Dann ist die Warnung vor Viel- und Geschwisterehe von Frau Kramp-Karrenbauer ja gar nicht so aus der Luft gegriffen.

Wenn es jemals eine gesellschaftliche und parlamentarische Mehrheit für die Vielehe geben sollte, könnte diese das Gesetz ändern, das stimmt. Aber ich sehe die absolut nicht. Wer außer einigen wenigen Versprengten fordert das?

Sowohl die, die eine Vielehe führen möchten, als auch die, die eine Geschwisterehe wollen. Der Ethikrat hat sich jüngst für eine Straffreiheit für Sex zwischen Geschwistern ausgesprochen.

Es gab und gibt keinen gesellschaftlichen Konsens dafür. Das Bürgerliche Gesetzbuch ist nicht gottgesandt, sondern menschengemacht. Trotzdem ist das eine theoretische Debatte. Denn das kulturelle Verständnis von Ehe in Westeuropa ist bei Heteros wie bei Homos: Zwei Menschen. Für mich auch. ■

Es ist nicht alles schlecht

Schlechte Nachrichten gehören zum Journalismus wie das Verbrechen zur Polizei. Aber die Menschen sind müde, jeden Tag zu hören, wie schlimm es um die Welt steht, meint der dänische Journalist Ulrik Haagerup. Er fordert deshalb: Mehr gute Nachrichten! | **VON JONATHAN STEINERT**

Zwei Wochen Urlaub im Ausland lagen hinter mir. Zwei Wochen ohne Nachrichten und E-Mails. Ich fühlte mich erholt. Als ich dann zum ersten Mal wieder Nachrichten las, hätte ich am liebsten sofort den Stecker gezogen. Krieg in Syrien, Krise in der Ukraine, Gefechte in Zentralafrika, Anschläge auf Christen in Nigeria – da war die Erholung dahin.

Nachrichten sind selten erbaulich. Negativität ist ein wesentliches Kriterium dafür, dass Medien über ein Thema berichten. „Nur schlechte Nachrichten sind gute Nachrichten“, ist ein journalistischer Leitspruch. Keiner will wissen, wie viele Flugzeuge jeden Tag sicher landen. Sondern wir wollen die Bilder sehen von den Bruchstücken abgestürzter und zerborsener Maschinen. Außerdem gehört es zum Selbstverständnis von Journalisten, kritisch zu hinterfragen und Probleme aufzuzeigen.

Doch ist die Welt wirklich so schlimm, wie es der Eindruck der Nachrichten glauben macht? Zeichnen Journalisten mit ihrer Themenwahl ein repräsentatives Bild von der Wirklichkeit? „Die Folgen dieses medialen Fokus auf Negatives, Fehlerhaftes und Dysfunktionales sind massiv“, schreibt Ulrik Haagerup, Nachrichtenchef des öffentlich-rechtlichen Danmark Radio (DR), in seinem eben auf Deutsch erschienenen Buch „Constructive News“. Das Publikum sei es zunehmend leid, zu erfahren, wie furchtbar alles sei, und wende sich deshalb von den Medien und der Politik ab. Ein Zuviel an schlechten Nachrichten beeinflusse auch den mentalen Zustand der Konsumenten und könne ihr gesellschaftliches Engagement ausbremsen, weil sie in Angst und Apathie verfielen. „Die negative Ausrichtung der Medien gefährdet daher den politischen Prozess und die Demokratie.“

Journalisten präsentieren durch ihre typischen Auswahlkriterien zwar ein faktisch korrektes, aber dennoch verzerrtes Weltbild. Informationen, die nicht durch das Nachrichtensieb passen, aber auch

zur Wirklichkeit gehören, werden dem Publikum vorenthalten, so die Beobachtung Haagerups. Zum Beispiel, dass 90 Prozent der Weltbevölkerung Zugang zu sauberem Trinkwasser haben, oder wenn Migranten aus Afrika ihren Platz in der europäischen Gesellschaft gefunden haben.

Kritik mit Ausblick

Wenn Journalisten ebenso wie Politiker aus der tiefen Vertrauenskrise – beide Berufsgruppen liegen laut Umfragen in Sachen Glaubwürdigkeit auf den letzten Plätzen – herauskommen wollen, braucht es nach Haagerups Überzeugung eine andere Haltung innerhalb seiner Zunft. „Vielleicht können wir uns darauf einigen, dass guter Journalismus auch inspirierend sein und Geschichten über Chancen und Erfolge erzählen kann. Geschichten, die zeigen, dass die Welt nicht nur verrückt, böse und gefährlich ist, sondern auch voller Möglichkeiten, Hoffnung und Freude.“ Er möchte die Kriterien der Nachrichtenauswahl um „Constructive News“ erweitern, um Geschichten, „die zu nächsten Schritten und Lösungen anregen können“. Ein Beispiel: DR berichtete regelmäßig über den Missbrauch von Antibiotika bei der Schweinemast. Dann fanden die Reporter einen Landwirt, der statt Antibiotika probiotische Bakterien ins Schweinefutter gab. Dies habe Krankheiten bei den Tieren deutlich besser vorgebeugt.

Haagerup geht es nicht um naiven Positivismus und unkritische Schönwetterberichte. „Constructive News“ sollen das Problem benennen, aber einen Schritt darüber hinausgehen und ebenso Lösungen dafür aufzeigen. Der DR-Nachrichtenchef stützt sich bei seiner Argumentation nebst seiner eigenen Expertise auf Medienanalysen und Beobachtungen zahlreicher Kollegen und Wissenschaftler. Er beschreibt, wie sein Sender dieses Konzept schrittweise eta-

blierte und wie das Publikum dies honoriert. Als Beispiel deutscher Medien für einen ähnlichen Ansatz nennt er die Wochenzeitung Die Zeit, die in den vergangenen Jahren Auflage, Reichweite und Erlöse steigern konnte. Nicht zuletzt verbessere eine konstruktive Herangehensweise an Nachrichten auch das Betriebsklima und die Kreativität.

Dass sich der Journalismus neu erfinden muss, um von seinem anvisierten Publikum noch ernstgenommen zu werden, haben schon viele gefordert. Haagerups Buch ist nun selbst gewissermaßen ein Beispiel für „Constructive News“, weil er darin die Krise des Journalismus nicht nur feststellt, sondern auch einen konkreten Lösungsvorschlag macht. Natürlich ist die Frage, ob dieser Ansatz unter den begrenzten Ressourcen vieler Redaktionen umsetzbar ist. Gute Nachrichten müssen auch gefunden werden. Schlechte Nachrichten befriedigen die Sensationslust des Publikums und bleiben meist besser in Erinnerung. Zudem lässt sich diskutieren, ob es tatsächlich Aufgabe des Journalismus ist, Lösungen für gesellschaftliche Probleme aufzutun. Aber wenn Journalismus einen informationellen Mehrwert bieten und Vertrauen zurückgewinnen möchte, dann braucht es „Constructive News“. Regelmäßig eine gute Nachricht auf der Seite wäre ein erster Schritt. ■

Ulrik Haagerup: „Constructive News. Warum ‚bad news‘ die Medien zerstören und wie Journalisten mit einem völlig neuen Ansatz wieder Menschen berühren.“, Oberauer, 213 Seiten, 24,90 Euro, ISBN 9783901227486



Foto: fotolia, isonphoto



Lebensfroh und kreativ: Sabine Langenbach hat „noch tausend Ideen“, die sie verwirklichen will

Fotos: Julia Schwafert

Vom kleinen Glück und großen Gott

Sabine Langenbach ist Journalistin, Referentin und Mutter einer ganz besonderen Tochter: Diese ist mehrfach behindert. Das Glück hat bei Langenbach dennoch viele Gesichter. Eines davon findet sie in ihrer „Standleitung“ zu Gott. Das möchte sie weitergeben – mit Vorträgen, Büchern und seit über 20 Jahren auch in einer Kirchensendung. | VON SWANHILD ZACHARIAS

Das Leben ist schön, findet Sabine Langenbach. Die vielen kleinen Glücksmomente gelte es zu finden, zu genießen und abzuspeichern. Während die 48-Jährige das sagt, drückt ihre Tochter Birte ihr kleine Kärtchen, Pixiebücher und Zettel in die Hand. Eines nach dem anderen holt Birte aus einer kleinen schwarzen Handtasche auf ihrem Schoß. Auf dem großen Gartentisch vor dem weißen Haus, an dem Langenbach auf einer Bank sitzt, liegt ein buntes Kinderbuch. Daraus hatte sie dem Mädchen kurz zuvor vorgelesen, den Arm um sie gelegt, beide waren ganz vertieft in die Geschichte. Ein idyllischer Mutter-Tochter-Moment wie aus dem Bilderbuch.

Doch Birte ist bereits 17 Jahre alt. Sie ist mehrfach behindert und blind. Das Sprechen fällt ihr schwer. Alleine gehen kann sie noch nicht. „Bei uns ticken die Uhren anders“, sagt ihre Mutter. Es müsse viel mehr organisiert und abgeklärt werden, Birte brauche immer eine Betreuerin. Die Familie müsse im Alltag viel Rücksicht nehmen auf die Bedürfnisse des Mädchens. Langenbach erzählt das alles sehr trocken. Es ist Normalität. „Ich kann es mir nicht anders vorstellen“, sagt sie. Birte lacht und erzählt etwas vom „Chor“. Ihre Tochter sei in der Kantorei einer benachbarten Gemeinde dabei, erklärt Langenbach. Jeden Moment müsse „die Lena“ kommen, um sie abzuholen. Sie ist sehr dankbar für solche Freunde, die Birte besuchen oder etwas mit ihr unternehmen.

„Von inneren Impulsen leiten lassen“

Birte kam knapp anderthalb Jahre nach ihrem Bruder Niklas auf die Welt. Die Eltern wussten nicht, dass sie behindert sein würde. „Ich weiß noch wie heute, dass mein Mann und ich uns heulend gefragt haben: Warum?“, erinnert sich Langenbach. Ihrem Mann sei es aber gelungen, diese Frage sehr schnell „ad acta“ zu legen. Er sei ein sehr nüchterner Mensch. „Ich bin da ein bisschen hinterhergehinkt. Aber dann kam auch bei mir die Erkenntnis: Jetzt ist es eben so. Wir wissen nicht, warum.“ Diese Frage spiele mittlerweile keine Rolle mehr. Das klingt ein-

fach und problemlos. Und die energiegeladene, fröhliche Art, mit der Langenbach das alles erzählt, verstärkt diesen Eindruck noch. Doch hinter dieser Einstellung steckt ein starker Glaube. Sie hätte das nicht geschafft, „wenn ich nicht die Gewissheit hätte, dass jeder Mensch, so wie er ist, von Gott geliebt ist. Wenn ich nicht wüsste, dass auch unsere Birte ein Gedanke Gottes ist und kein Ausrutscher oder Versehen, dann hätte ich ein Problem.“ Viele Gebete von Menschen, „die wir teilweise gar nicht kennen“, hätten die Familie in der ersten Zeit mit Birte begleitet. Das sei jetzt immer noch so.

Sie habe viel von ihrer Tochter gelernt, sagt Langenbach. Birte habe kaum Berührungsängste: „Sie macht das, was aus ihrem Herzen kommt.“ Das bewundert die Mutter an ihrer Tochter und das wünscht sie sich auch für ihr eigenes Leben. „Ich will lernen, mich immer mehr von meinen inneren Impulsen leiten zu lassen, und nicht nur das tun, was man tun sollte“, sagt sie und zitiert den französischen Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry, der gesagt habe: „Man sieht nur mit dem Herzen gut.“

Dabei hält sich die Moderatorin ohnehin weniger an Konventionen. Schon als kleines Mädchen „habe ich immer das gemacht und das angezogen, was ich wollte“. Am liebsten das, was ihre Mutter ihr häkelte und strickte. Dass die Klassenlehrerin ihrer Mutter riet, das Kind doch mal vernünftig anzuziehen, interessierte sie nicht. Auch ihren Job als Einzelhandelskauffrau gab Langenbach mit 19 Jahren auf, obwohl ihre Eltern in dem Bereich arbeiteten; ihr Weg wäre vorgezeichnet gewesen. Sie war in der Damenwäsche- und Miederwaren-Abteilung einer großen Kaufhauskette in Dortmund beschäftigt. Wer einen gut sitzenden BH brauchte oder die etwas eleganteren Dessous für den Abend suchte, dem stand Sabine Langenbach mit Rat und Tat zur Seite. Die älteren Damen „sind oft unglaublich dankbar davongegangen, wenn ich ihnen ein anständiges Korsett verkauft habe, was endlich mal passte“. Die blonde Frau mit dem Kurzhaarschnitt lacht lauthals, als sie sich daran erinnert. Die Arbeit dort habe ihr „unheimlich Spaß gemacht“. Doch sie wollte aber lieber etwas „für Gott“ machen. Eine innere Stimme sei das gewesen. Zu Hause spielten Kirche und Glaube kaum eine Rolle. Erst durch den Konfirmandenunterricht kam sie damit in Kontakt. Als junge Frau habe sie dann beim CVJM in Dortmund „Feuer gefangen“ für den christlichen Glauben. Heimlich schrieb Langenbach Initiativbewerbungen an christliche Werke, unter anderem an ERF Medien, das damals noch Evangeliums Rundfunk hieß. Bei einem seiner Konzerte traf sie den damaligen Vorstandsvorsitzenden Jürgen Werth.

Obwohl der nichts von ihrer Bewerbung wusste, bot er der 19-Jährigen, die so „dreist nachgefragt“ hatte, spontan eine Stelle in der Telefonzentrale an. „Dann ging alles ganz schnell“, erinnert sich die Journalistin. Fortan nahm sie mit freundlicher Stimme Anrufe entgegen und stellte sie in die Büros durch, rief den Radio-Chefredakteur aus, wenn der sich am Empfang zu melden hatte, oder begrüßte gerade eingetroffene Gäste. Beinahe jeder Mitarbeiter im Haus kannte ihre Stimme. Als die Radio-Redaktion sie entdeckte, kam eins zum anderen und sie landete dort als Volontärin. Viel später kam auch eine Talksendung im ERF Fernsehen dazu.

Heute arbeitet sie zwar nicht mehr dort, die Leidenschaft für das Moderieren ist aber geblieben. Seit 1993 steht Langenbach jeden Sonntagmorgen beim Kirchenmagazin „kreuz & quer“ des Lokalsenders Radio MK vor dem Mikrophon. Die freie Journalistin

findet es „faszinierend, dass Kirche dann live zu hören ist und ich auch auf aktuelle Themen eingehen kann“. Über ihre Arbeit bei „kreuz & quer“ sagt sie: „Ich bin Moderatorin, Chefredakteurin, Producerin – alles in einem.“ Sie ist für die Inhalte und deren Umsetzung in der Sendung allein verantwortlich. Im Vergleich zum christlich geprägten Rundfunk schätzt sie an „ihrer“ Sendung im säkularen Radio die Vielfalt der Meinungen und Einflüsse.



Eine ganz besondere Familie: Tochter Birte macht das Leben der Langenbachs um einiges reicher

se. Wer nur im „frommen Radio“ arbeite und im frommen Umkreis zu Hause sei, dem fehle manchmal der Kontakt zu „ganz normalen Menschen“, befürchtet sie. Langenbach mag es, die Dinge aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu betrachten. Besonders spannend findet sie es zum Beispiel, dass sie einen Sportredakteur für das Kirchenmagazin gewinnen konnte, der nun regelmäßig Beiträge für ihre Sendung produziert. Er sehe die kirchlichen Themen wesentlich kritischer und sei damit viel näher am Hörer dran. In einer säkularen Redaktion werde aber auch „mit harten Bandagen“ gekämpft, gibt sie zu und ist froh, ihre Nische zu haben. „Ich bin eher so die Freie“, sagt sie über sich.

Über das Glück gestolpert

Die Moderatorin wünscht sich, dass es bei den Hörern „klick macht, dass christlicher Glaube was mit dem Alltag zu tun hat und mit Lebensfreude“. Ihr geht es um ein befreiendes und glückliches Leben. „Durch den Glauben habe ich entdeckt, worauf es im Leben ankommt: Es kommt darauf an, dass ich eine Konstante habe und weiß, was ich wert bin. Weil ich ein Original Gottes bin, wie jeder andere Mensch auch.“ Langenbach schlägt die Beine in den grau-weiß geblühten Leggings übereinander und verschränkt die Arme. So, als wollte sie das eben Gesagte betonen. Nicht lange bleibt sie so sitzen. Birte wird gerade abgeholt. „Ich muss den beiden eben mal schnell zeigen, wie man einen Rollstuhl aufbaut“, ruft sie und ist mitten im Gespräch schon beinahe den ganzen Hang vor dem Haus hinuntergespurtet, wo „die Lena“ mit Birte wartet. Langenbach scheint immer in Bewegung zu sein – nicht nur privat. Auch beruflich ist der Radiojob bei weitem nicht ihr einziges Projekt.

Derzeit tourt sie mit der Musikerin Valerie Lill und einem Glücksprogramm durch die Lande. „Das Glück hat viele Gesichter“ nennt sich der Mix aus Musik, Lyrik und Input. An allen Ecken und Enden sei sie vor ein paar Jahren über das Thema Glück gestolpert. Ob es nun die Glücksseife, das Vogelfutter „Vogelglück“ oder die „Glücksmomente für die Katze“ wa-



Auf Glückstour: Zusammen mit Musikerin Valerie Lill erzählt Langenbach vom kleinen Glück und ihrem großen Gott

Foto: Julia Schwafert

ren – das Thema begegnete Langenbach im Alltag auch in den kleinen Dingen überall. Nicht zu vergessen diverse Ratgeber mit Tipps zum Glücklichein. „Die Welle hört auch nicht auf. Sie schwappt fröhlich weiter“, hat Langenbach im Laufe der Jahre festgestellt. Auch einzelne Vorträge hält die quirlige Frau und ein „Glücks-Heftchen“ gab sie heraus. Darin geht es unter anderem darum, was Dankbarkeit mit Glück zu tun hat, und was Aussagen der Bibel und Erkenntnisse der Glücksforschung gemeinsam haben.

„Gott ist da“

In ihren Vorträgen liest sie aus dem „World Book of Happiness“ vor und weist darauf hin, dass sich Aussagen wie „Ehre deine Eltern“, „Tu, was anderen gut tut“ und „Genieße das Leben“ schon in der Bibel finden. Einmal kam nach einem ihrer Vorträge eine Frau auf sie zu und fragte, ob Langenbach sie nicht einmal in Wäschefragen beraten könne. Langenbach lacht, als sie davon erzählt. Kleine Fältchen umspielen dabei ihre Augen hinter der randlosen Brille.

Am liebsten tritt die Referentin vor Menschen auf, die gar nichts mit dem christlichen Glauben zu tun haben. Sie wünscht sich, dass sie denen etwas von „ihrem“ Glück mitgeben kann. Auf die Frage, was das denn sei, lacht sie laut und sagt: „Die politisch korrekte Antwort ist wohl: Gott nahe zu sein.“ Dann wird sie ernst und erklärt, ihr Glück habe wirklich etwas mit dieser Aussage zu tun. „Ich fühle mich immer online mit Gott.“ Der Glaube sei wie eine Standleitung. Deshalb könne sie ihm auch jederzeit alles sagen: „Gott ist da.“ Für diesen Satz ist Langenbach beinahe schon berühmt. Wenn ihre Zuhörer sonst nichts

mitnähmen, dieser Satz bleibe hängen. Hinter ihm steckt eine besondere Geschichte.

Die Aussage stammt von Birte. Wann ihre Tochter den Satz zum ersten Mal sagte, weiß Langenbach nicht mehr. Aber sie sage es, wenn sie merke, dass ihre Mutter „am Rad dreht“ oder unausgeglichen ist. Und, wenn es ihr selbst schlecht geht. „Amen. Amen. Gott ist da“, habe sie einmal in der Schule gesagt, als es ihr nicht gut ging. „Und es war keine fromme Mutti in der Gegend, die ihr das hätte einflüstern können“, sagt die Mutti augenzwinkernd.

„Bei den Hörern soll es klick machen, dass Glaube was mit dem Alltag zu tun hat.“

Sie ist überzeugt, dass ihre Tochter weiß, wer Gott ist. Langenbach wird auf einmal ruhiger. Die Worte sprudeln nicht mehr so hervor, sondern sind bedachter, als sie sagt, dass sie trotz allem an Heilung für Birte glaubt. Gleichzeitig sagt sie, das klinge wohl verrückt. Aber „wenn ich höre, dass den Menschen in Afrika Gliedmaßen nachwachsen und Blinde sehen, warum sollte Gott in seiner himmlischen Datenbank nicht noch ein paar Augen für meine Tochter haben?“ Es sei eine „Gratwanderung“: Zwar wolle sie die Situation so annehmen, wie sie ist. Langenbach traut Gott aber auch zu, „dass es anders werden kann“. Er könne auch heute noch Wunder tun. Dafür will sie offen bleiben. „Aber Gott entscheidet, was, wie und wann“, betont sie. Birte selbst habe vor einiger Zeit davon gesprochen, ohne dass die Familie das Thema ihr gegenüber erwähnt hätte. Der Teenager sagte: „Augen schenken. Gott.“ In den Augen ihrer Mutter glitzert etwas.

Vielleicht Kabarett oder Chansons

Der Moment gedrückter Stimmung ist schnell verfliegen. Sie könne anderen Menschen wohl nicht so viel vom Glück erzählen und Mut zum Leben machen, wenn die Situation ihrer Familie nicht so wäre, wie sie ist, sagt Langenbach wieder fröhlich. „Ich möchte Mut machen!“, prangt in großen Lettern auf ihrer Homepage. Das richtet sich auch an Christen. „Wir dürfen als Christen sagen, was wir können. Wir brauchen nicht schüchtern zu sein“, sagt sie. Langenbach versteht die Zurückhaltung nicht, die ihr oft begegnet. Christen sollten mutiger über ihren Glauben reden, findet sie.

Zum Thema Mut möchte sie auch nochmal ein Programm gestalten. Denn Gott sei „der Mutmacher schlechthin“. Dazu gebe es bereits ein aktuelles Büchlein von ihr. In naher Zukunft hofft sie aber, ein Programm zu ihrem Buch über den verstorbenen Evangelisten Anton Schulte auf die Beine stellen zu können. Und dann fügt sie mit einer ausholenden Handbewegung hinzu: „Ich hab‘ noch tausend Ideen!“ Ein hochwertiges Abendprogramm mit Dinner und guten Künstlern – das wäre was. Kabarett und Chansons kann sie sich auch gut vorstellen, Moderationsseminare sowieso. Und natürlich ein Glücksfestival. ■

Den Nächsten lieben wie sich selbst

Wenn „der Nächste“ ähnlich tickt wie man selbst, ist das leicht mit der Nächstenliebe. Wenn er aber einen ganz anderen Glauben hat, kann das eine ganz schöne Herausforderung werden. Über den Spagat, den Islam als politische Ideologie zu kritisieren, aber Menschen muslimischen Glaubens zu akzeptieren und zu lieben. | VON MARIE WILDERMANN

Als meine jüngste Tochter im Kindergarten war, Anfang der 2000er Jahre, hatte ich ein Schlüsselerlebnis, das – wie mir erst später klar wurde – meine journalistische Arbeit entscheidend beeinflussen sollte: Bei einem Elternabend wurde eine türkische Mutter Elternsprecherin, ein deutscher Vater wurde zu ihrem Vertreter gewählt. Nach ein paar Wochen klagte der Vater, dass sich die Zusammenarbeit mit der türkischen Mutter extrem schwierig gestalte.



Foto: privat

Marie Wildermann, seit über 20 Jahren freie Hörfunkjournalistin für ARD-Sender, Deutschlandradio und Deutschlandfunk, schreibt über Menschenrechtsthemen, insbesondere über Religionsfreiheit, Christenverfolgung und Frauenrechte. Sie hat zwei erwachsene Töchter und lebt in Berlin.

Wenn er zum Beispiel auf dem Weg zum Kindergarten bei ihr klingelte, um Kopien vorbeizubringen oder um Angelegenheiten der Elternarbeit zu besprechen, machte sie die Tür nicht auf. Fremde Männer dürfe sie nicht hereinlassen, wenn ihr Ehemann nicht zu Hause sei, sagte sie. Zu abendlichen Veranstaltungen konnte sie nicht kommen, wenn nicht einer ihrer Söhne (alle im Grundschulalter) oder der Ehemann sie begleiteten.

Gespräche mit den Islamkritikerinnen Necla Kelek, Seyran Ates, Ayaan Hirsi Ali und Frauenrechtlerinnen aus islamischen Ländern, die ich für ARD-Hörfunksender interviewte, bestätigten die These: Der konservative Islam ist ein Integrationshindernis, vor allem Frauen und Mädchen haben das Nachsehen. Im jährlichen Global Gender Gap Report, der die Teilhabe von Frauen und Mädchen in einzelnen Staaten im internationalen Vergleich untersucht, landen die muslimischen Länder ausnahmslos auf den letzten Plätzen.

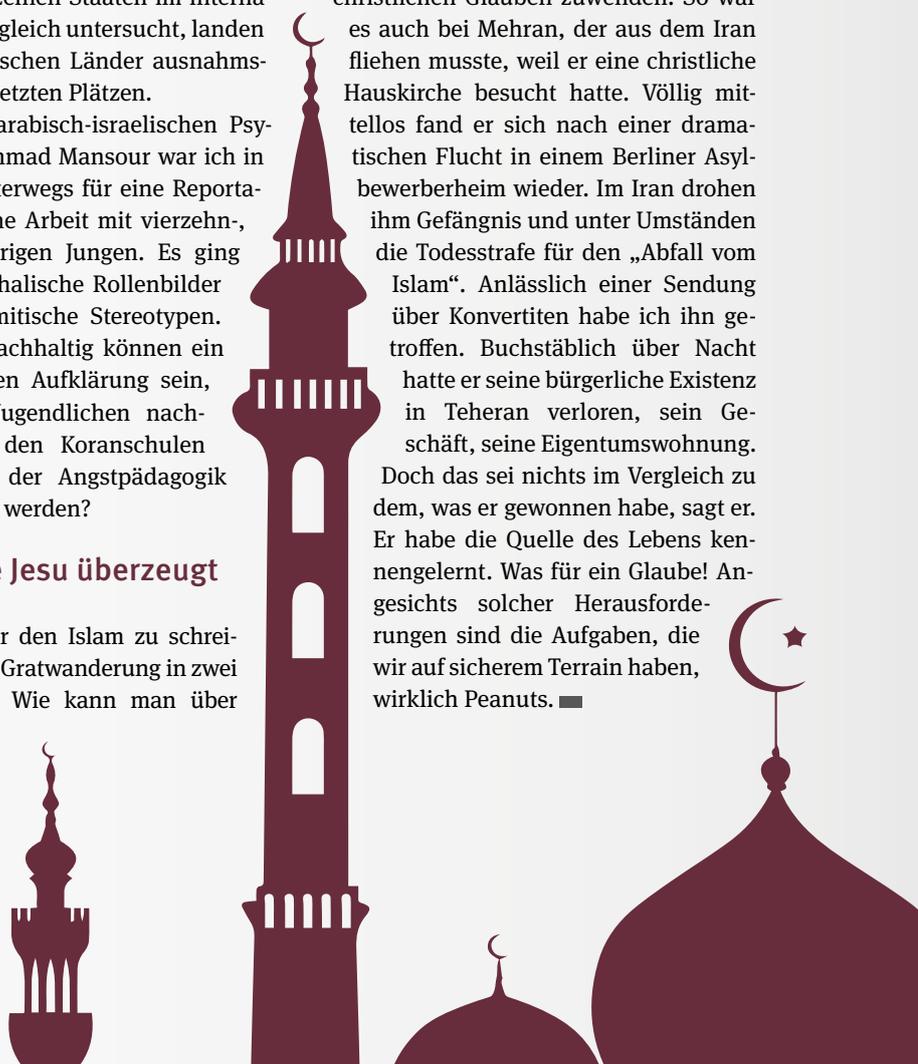
Mit dem arabisch-israelischen Psychologen Ahmad Mansour war ich in Schulen unterwegs für eine Reportage über seine Arbeit mit vierzehn-, fünfzehnjährigen Jungen. Es ging um patriarchalische Rollenbilder und antisemitische Stereotypen. Doch wie nachhaltig können ein paar Stunden Aufklärung sein, wenn die Jugendlichen nachmittags in den Koranschulen wieder mit der Angstpädagogik konfrontiert werden?

Die Liebe Jesu überzeugt

Kritisch über den Islam zu schreiben, ist eine Gratwanderung in zwei Richtungen. Wie kann man über

die Ideologie des politischen Islam aufklären und gleichzeitig die Menschen, die anders glauben, achten und respektieren? Die Bibel gibt eine überzeugende Antwort: „Wenn ich prophetisch reden könnte und alle Geheimnisse wüsste und alle Erkenntnis hätte; wenn ich alle Glaubenskraft besäße und Berge damit versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich nichts.“ (1. Korinther 13).

Das ist die permanente Herausforderung: Informieren, auf Widersprüche aufmerksam machen, ohne selbstgerecht und überheblich zu werden. Die Bibel ist dabei ein gutes Korrektiv; sie mahnt, sich immer wieder auf das Wesentliche zu besinnen. Wie das geht, hat Jesus selbst vorgelebt. Sein Leben der konsequenten Liebe, sein Verzicht auf Hass und Rache ist auch für viele Muslime ein so überzeugendes Argument, dass sie sich dem christlichen Glauben zuwenden. So war es auch bei Mehran, der aus dem Iran fliehen musste, weil er eine christliche Hauskirche besucht hatte. Völlig mittellos fand er sich nach einer dramatischen Flucht in einem Berliner Asylbewerberheim wieder. Im Iran drohen ihm Gefängnis und unter Umständen die Todesstrafe für den „Abfall vom Islam“. Anlässlich einer Sendung über Konvertiten habe ich ihn getroffen. Buchstäblich über Nacht hatte er seine bürgerliche Existenz in Teheran verloren, sein Geschäft, seine Eigentumswohnung. Doch das sei nichts im Vergleich zu dem, was er gewonnen habe, sagt er. Er habe die Quelle des Lebens kennengelernt. Was für ein Glaube! Angesichts solcher Herausforderungen sind die Aufgaben, die wir auf sicherem Terrain haben, wirklich Peanuts. ■



Die Glatze ist gut gebräunt. Das ist das erste, was bei Marcus Schneider auffällt. Unterhalb derselben schließt sich ein dunkler Vollbart an, in dem einige weiße Haare aufblitzen. Seine Arme sind fast vollständig mit Tattoos bedeckt. Auf dem rechten Oberarm prangt ein Totenkopf, in den ein Kreuzifix gerammt ist. Selbst zwei Hände würden nicht reichen, um den kunstvoll bemalten, prallen Bizeps zu umfassen. Und dann diese O-Beine: Wenn er in flottem Schritt über die Gänge der Christus-Gemeinde huscht, könnte ihn vermutlich jeder Kreisklasse-Kicker tunneln. Ganz schnell geschlagen wäre allerdings der Fußballer, wenn er sich mit dem Pastor beim Bankdrücken messen müsste. Denn der 1,71 Meter kleine Gottesmann stemmt stramme 170 Kilo – das entspricht etwa einem mittelschweren Braunbären oder einem ausgewachsenen Hirsch. Der Mann hat jede Menge Kraft. Und jede Menge Fans.

Mehr als 14.000 Likes hat seine Facebook-Seite „Breitester Pastor Deutschlands“. Oft sieht er grimmig und fokussiert aus, wenn er Körperbemalung und Oberkörper in Pose bringt. „Sei mutig und stark“, ein Vers aus dem Alten Testament, ziert in verschlungener Schrift sein Shirt. Er dient dem Online-Netzwerker auch als Hashtag, als digitales Markenzeichen. Der Mann ist fotogen, er weiß es. Er hat Lust darauf, wahrgenommen zu werden. Steht mit nacktem Oberkörper im Schneegestöber und predigt lautstark über göttliche Motivation, die alle widrigen Umstände überwindet. Wenn der muskulöse Pastor ein Video postet, wird es schnell verteilt und von bis zu 50.000 Menschen gesehen. Seine Fangemeinde applaudiert virtuell, und in den Facebook-Kommentaren finden sich viele wie dieser: „Du bist ernsthaft der einzige religiöse Mensch, dem ich zuhöre. Top.“

Zunächst einmal erfüllt Marcus Schneider doch ein klassisches Pastoren-Klischee: Er ist verheiratet und hat vier Kinder. Der 36-Jährige ist einer von sieben Pastoren der Wuppertaler Christus-Gemeinde, einer Pfingstkirche. Er predigt dort mehrmals im Jahr, arbeitet für das Sozialwerk der Gemeinde, das Kleidung und ausrangierte Möbel an Bedürftige verteilt. Und beim Kinderprogramm erzählt er den jüngsten Gottesdienstbesuchern von Jesus. Dass er, seit er Teenie ist, seinen Körper stählt, finden die Kids ziemlich cool. Und dass dieser noch dazu übersät ist von Tätowierungen, auch. Die Wuppertaler Gemeinde allerdings hat den etwas anderen Prediger ganz bewusst engagiert. Er soll den Draht zu jungen Leuten festigen, im Stadtteil ein Sportprojekt etablieren und genau so sein, wie er ist.

„Der Inhalt muss stimmen“

Harte Optik, aber liebevolle Botschaft – für den „breitesten Pastor“ ist das kein Widerspruch. „Ich bin seit 17 Jahren Pumper“, sagt Schneider, der drei bis fünf Mal wöchentlich ins Studio geht. „Ich lebe diesen Sport.“ Dennoch braucht der gläubige Muskelmann auch Rückendeckung. Denn Tattoos werden in frommen Kreisen teils leidenschaftlich diskutiert. Ist Körperbemalung mit der Bibel vereinbar? Da gehen die Meinungen wild durcheinander. Dass der Tattoo-Pastor mit Schlange und Totenkopf auf dem rechten Arm biblische Geschichten und göttliche Zusagen verbinden kann, überzeugt nicht jeden Kritiker. Schneider könnte dazu als studierter Theologe wohl viel sagen, auf Facebook tut er das auch ab und zu. Doch im Gespräch lächelt er nur vielsagend: „Ich möchte nahe bei den Bodybuildern und Tattoo-Freaks sein. Da sehe ich meine Mission. Diskussi-

onen mit anderen Christen sehe ich nicht als meine primäre Aufgabe.“ Dass Einzelne aus der Gemeinde sich an ihm reiben, könne natürlich sein, sagt er. Aber wenn er ein Tattoofoto bei Facebook postet, ist Hauptpastor Friedhelm Holthuis einer der ersten, die „Gefällt mir“ klicken. Das hilft.

Das Gebäude der Christus-Gemeinde ist ein grauer Zweckbau. Nicht schön, aber anziehend: Am Sonntagmorgen füllt sich innerhalb von zehn Minuten der Parkplatz. Noch vor ein paar Tagen versammelten sich hier dutzende Bodybuilder aus ganz Deutschland und drückten tonnenweise Kilos für das Sozialwerk der Gemeinde. Die Aktion „Pumpen für den guten Zweck“ fand auch im Internet ein großes Echo. Die Christus-Gemeinde will ein Ort für Menschen jenseits der Kirchenstammgäste sein, sagt Daniel Hönke, der in Wuppertal zum Pastor ausgebildet wird und am Info-Point, einem riesigen weißen Tresen, die Gäste begrüßt. Zu den Gottesdiensten kommen bis zu 1.000 Besucher, dazu rund 200 Kinder mit eigenem Programm. Ein zweistelliges Wachstum könne die Gemeinde jährlich verzeichnen, sagt Hönke. Aber der 23-Jährige macht deutlich, worum es im Kern geht: „Die Verpackung mag cool sein, aber der Inhalt muss schon stimmen. Wir wollen Jesus ins Zentrum stellen.“ In der Gemeinde am Wuppertaler Stadtrand sei der medienpräzente, extravagante Pastor Schneider ein Teamplayer, sagt sein junger Kollege: „Hier ist Marcus einer von vielen.“

„Für die Medien bin ich ein Freak“

Für Journalisten ist Schneider eine prima Geschichte. Die Bild-Zeitung war schon da, Focus Online hat über ihn berichtet. Für das Regionalprogramm von Sat.1 wurde ein Beitrag gedreht. Und aktuell laufen Anfragen von RTL und Pro Sieben. Die Leitfrage ist immer gleich: Das soll ein Pastor sein? Muckibude statt Kanzel, Tattoo statt Talar – das zieht natürlich. „Für die Medien bin ich ein Freak“, sagt Schneider, der den Rummel genießt. „Mir gefällt das. Schließlich drucken sie fast alles, was ich sage.“ In der Tat: Spricht der knackige 36-Jährige von Jesus, ist das für viele Beobachter ein noch stärkeres Indiz für seine Durchgeknalltheit, Master in Theologie hin oder her. Posiert er mit Totenkopf-Tattoo auf dem prallen Bizeps, dann steht das in wunderbarem Kontrast zum medialen Prototypen des gewöhnlichen Theologen, der doch eigentlich konservativ, trocken und zurückhaltend sein müsste. Oder? Medien und Muskelmann – sie bestärken sich gegenseitig. „Breitester Pastor Deutschlands“ sei zwar ein Künstlernamen, aber kein PR-Gag, beteuert Schneiders Freund und Manager Nils Scharf, der die Medienanfragen koordiniert: „Wir wissen natürlich, dass wir ein gewisses Bedürfnis nach Außergewöhnlichem befriedigen. Aber die reale Person Marcus Schneider, Pastor und Familienvater, steht letztlich vor Kameras und Mikrofonen und kann über sein Leben reden. Und da geht es längst nicht nur um Muskeln und Tattoos.“

DER FROMME MUSKELMANN

Ein Pastor mit Tattoos und Muskeln? Der Wuppertaler Marcus Schneider sammelt mit Bodybuilding Geld für Sozialprojekte, erzählt sonntags Kindern von Jesus und predigt seinen Online-Fans: „Sei mutig und stark!“ Für die Medien ist er ein interessanter Typ. Aber so cool Schneider wirkt – ihm kommt es auf den Inhalt an. | VON ALEXANDER NORTRUP

Fitness mit Jesus

Er mag ja vieles stemmen – aber heute hat der Muskelmann etwas Entscheidendes vergessen: Geschenkpapier. Eine halbe Stunde vor dem Gottesdienst steht Schneider im Keller der Gemeinde, in der einen Hand Stifte und Süßigkeiten, in der anderen das Smartphone, sein ständiger Begleiter. Heute wechseln einige Kinder aus den Kindergruppen in das Jugendprogramm, ein kleines Geschenk soll den Abschied versüßen. Schneider wird es übergeben – bislang allerdings sieht es ohne Verpackung wenig adrett aus. Dass man Geschenke auch einpacken könne, hat Schneider selbst gar nicht gemerkt. „Meine Frau meinte heute morgen, das wäre wohl besser“, entschuldigt er sich. „Ich kann so was ja überhaupt nicht.“

**„SCHMUCKRINGE SIND
IN HÖCHSTEM
MAßE STÖREND“**

Tattoos und Muskeln? Vielleicht gar Piercings? Das war in deutschen Kirchen lange völlig undenkbar. Wie ein evangelischer Pastor auszusehen hat, dazu machte der Ausschuss der Lutherischen Liturgischen Konferenz Deutschlands noch 1966 klare Vorgaben. In den „Richtlinien für das Verhalten von Gemeinde und Pfarrer im Gottesdienst“ hieß es etwa:

„Die Hände und Handgelenke des Pfarrers seien beim Gottesdienst nicht mit Schmuckringen, Armketten u.ä. geschmückt. Das ist in höchstem Maße störend und abstoßend.“

Erst seit wenigen Monaten ist Schneider Pastor in Wuppertal. Vorher war er in Norddeich, wo er mit anderen Gemeinden und christlichen Initiativen eine ehemalige Tennishalle zum Fitnesscenter umgebaut hat. Jugendliche können dort im „Strandleben“ nun gemeinsam trainieren, dazu gibt es Andachten und immer ein offenes Ohr. Das Konzept kam gut an, nun soll es auch an der Wupper Fitness in Verbindung mit christlichen Werten geben. „Kraftsport ist mein Lifestyle“, sagt Schneider, der sein Konzept „Konstruktive Freizeitgestaltung“ nennt. „Dazu stehe ich. Aber das Fundament meines Lebens darf kein Muskel sein. Das Fundament ist Jesus Christus.“

Später im Kinderprogramm tanzt Pastor Marcus wie ein wilder Boxer auf der Bühne. Eine Band spielt, zwischendurch machen die Kinder eine Polonaise durch den halben Raum. „Bärenstark bist Du, mein Gott“, kreischen sie völlig losgelöst. Viele tragen Basecaps, klatschen sich mit ihrem glatzköpfigen Pastor ab. Vielleicht können sie bald auch in der Kirchen-Muckibude mit ihm trainieren: Ein Standort dafür wird gerade gesucht, die Finanzierung bei der Stadt beantragt. Im Augenblick kann die Gemeinde nur eine halbe Stelle für Schneider zahlen. Deshalb arbeitet er noch halbtags im Meisterbetrieb eines Freundes als ungelernter Dachdecker. Dem Bizeps wird es nicht schaden. ■



„Sein Atem sei rein und sein Handgelenk frei von Zierkettchen.“

„Der Pfarrer trage unter dem Talar stets einen schwarzen Anzug, wobei die Hose nicht gestreift sei. Im Freien trage er zudem immer sein Barett.“

„Sein Gang sei nicht steif noch stramm, sein Gruß sei unmilitärisch, sein Beinkleid ungestreift.“

Heute sind diese Richtlinien überholt und die meisten Pastoren und Pastoren nur gehalten, den Talar zu tragen. Ansonsten heißt es in den für die evangelischen Landeskirchen gültigen Kirchengesetzen lediglich: „In ihrem Auftreten sollen Pfarrer und Pfarrerinnen stets die Würde des Amtes wahren. (...) Bei Gottesdiensten und Amtshandlungen tragen sie die vorgeschriebene Amtskleidung. (...) Das Nähere regeln die Kirche und ihre Gliedkirchen je für ihren Bereich.“ Für Pfingstkirchen wie die Christus-Gemeinde in Wuppertal gibt es keine vergleichbaren Richtlinien.

Schöpfung bewahren – ideologiefrei

Christen engagieren sich seit Jahrzehnten für die Bewahrung der Schöpfung. Viele lokale Klimaschutzprojekte sind darum wunderbar, doch die große Klimapolitik läuft zuweilen in die Irre. Vor allem wenn sie glaubt, man könne die globale Erwärmung auf zwei Grad begrenzen. | VON WOLFRAM WEIMER

Foto: Jean Lakosnyk (CC-o)

Die Schöpfung zu bewahren, ist ein großartiges Ziel. Christen taten das schon lange, bevor es eine Ökobewegung gegeben hat. Gott hat das den Menschen laut Bibel schon ganz am Anfang der Welt aufgetragen. Und so empfinden es viele Christen auch als eine gute Sache, dass Kohlendioxide in der Luft reduziert werden sollen. In diesem Sommer ist „Dekarbonisierung“ sogar ein globales Modewort der Politik geworden. Bundeskanzlerin Angela Merkel hat beim G7-Gipfel im Juli vom Alpengipfel den Ausstieg aus der Kohlenstoffwirtschaft angekündigt. Die Dekarbonisierungskanzlerin meint tatsächlich eine vollständige Abkehr von Kohle, Öl und Erdgas.

Das hätte große Vorteile – von sauberer Luft und besserer Lebensqualität bis dahin, dass zielsicher eine ganze Reihe von „Schurkenstaaten“ ihrer Geldquelle beraubt würden, von Saudi-Arabien bis Venezuela, von Russland bis Katar, von libyschen Terroristen bis zur IS-Mördertruppe. Ohne ihre Einnahmen aus Ölverkäufen würden die Kraftquellen der arabischen Welt – und auch ihre gewalttätigen Eruptionen – schlagartig versiegen.

Irrigerweise wird aber die Idee mit einem völlig anderen, zweifelhaften Blendargument der Politik eingefordert: der „Rettung des Klimas“. Das ist insofern schon absurd, weil sich das Klima gar nicht „retten“ lässt. Seitdem die Erde ein Klima hat, wandelt es sich unrettbar in dramatischer Weise hin und her. Eiszeiten und Elefantenzähne am Nordseeboden lassen grüßen. Je mehr die moderne Klimaforschung lernt, desto klarer wird vor allem eines: Es geht um sehr komplexe Prozesse mit unklaren, vielfältigen Ursachen und noch diffuseren Prognosen. So hat der jüngste UNO-Klimareport zur Überraschung vieler Klimaforscher gezeigt, dass die durchschnittlichen Temperaturen in den vergangenen 15 Jahren überhaupt nicht mehr gestiegen sind. Die Erderwärmung macht – entgegen aller Vorhersagen – mal eben eine Pause. Das politische Ziel, die Erderwärmung auf zwei Grad zu begrenzen, halten Wissenschaftler für völligen Unsinn, wie das Wissenschaftsleitmedium „Nature“ kürzlich resümierte. Es sei zwar als politische Richtmarke ein guter PR-Gag, um die Öffentlichkeit zu mobilisieren, in der Sache aber völlig unseriös.

Herunter vom Apokalypse-Baum

Selbst die Grundsatzfrage, ob nicht eine etwas wärmere Atmosphäre für die Menschheit sogar besser sei, ist völlig offen. Den bekannten Nachteilen stehen nämlich gewaltige Vorteile gegenüber: Die globalen Ernteerträge könnten tendenziell sogar steigen, der Großteil der belebten Natur dürfte sich nach Ansicht von Biologen und Zoologen sogar besser entfalten. Zudem haben Forscher um den Biologen Antonio Gasparini 74 Millionen Todesfälle zwischen 1985 und 2012 in 13 Staaten quer über den Erdball ausgewertet. Ergebnis: Bei Kälte sterben etwa zwanzigmal mehr Menschen als bei Wärme. Was auch immer die Forschung am Ende für Überraschungen noch zu bieten hat – für Politik und Klimadebatte empfiehlt es sich, vom Baum der Apokalypse mal wieder herunter zu kommen. Wenn im Namen der „Klima-Katastrophe“, der finalen Ausschließlichkeit eines fernen, unabdingbaren Untergangs, die Weltpolitik umstandslos in Geiselnhaft genommen wird, dann ist das nicht gut. Klimafragen sind tief mit Urängsten der Menschen verbunden, die in der Geschichte immer existenziell von Fluten, Dürren, Klimawandel, Waldbränden bedroht waren – und immer sein werden.

Die Mehrheit der Menschen denkt pragmatisch. Selbst wenn die Klimaprognosen falsch liegen und die Ursachen für Temperaturschwankungen unsicher bleiben, so ist es doch richtig, weniger Dreck in die Luft zu schleudern. Doch vieles von dem, was im Moment unter ideologischem Klimaschutz firmiert, schädigt die Umwelt sogar. Von Windrädern, die ganze Landschaften ruinieren, bis zu „klimafreundlichem“ Biosprit, für den Tropenwälder geopfert werden müssen. Wer den Klimazielen also blind folgt, der riskiert einen Irrlauf gerade zulasten der Natur. Klüger wäre es, Ressourcen, Intelligenz und Kreativität an tatsächlich messbare Veränderungen zu koppeln und dazu zu nutzen, positive Folgen der Erwärmung zu unterstützen und negative zu begrenzen. Die Vorstellung, dass wir durch einen politischen Thermostat die Erwärmung des chaotischen Systems Erdatmosphäre auf exakt zwei Grad einpegeln könnten, ist so lächerlich wie ein Gott, den man im Supermarkt kaufen kann. Man sollte darum mal die Christen fragen: Sie wissen, dass man Schöpfung schützen sollte, aber dabei nicht ideologisch werden muss. ■

**„Ein Urknall
aus dem Nichts
ist armseliger
als Zauberei“**

William Lane Craig debattiert häufig öffentlich mit prominenten Atheisten. Im Gespräch mit pro erklärt der amerikanische Theologe und Philosoph, dass es gute Gründe gibt, an den Gott der Bibel zu glauben, wie aggressiv der Neue Atheismus ist – und warum er einmal in einem Boxing debattierte. | DIE FRAGEN STELLTE NICOLAI FRANZ

pro: Auf Ihrer Webseite ReasonableFaith.org (vernünftiger Glaube) haben Sie mehr als 400 Fragen und Antworten zum christlichen Glauben veröffentlicht. Geht es bei Glauben nicht eher um Vertrauen als um Vernunft?

William Lane Craig: Sie haben Recht. Zum Glauben gehört Vertrauen. Auf etwas zu vertrauen, bedeutet nicht, etwas zu wissen. Wir können zwar wissen, dass der christliche Glaube die Wahrheit ist, dass Gott existiert, dass er sich in Jesus Christus offenbart hat – und haben trotzdem keinen Glauben an ihn. Vernunft hilft uns dabei, um die Wahrheit des Christentums zu wissen. Glaube ist das Vertrauen in das, von dem wir wissen, dass es wahr ist.

Können wir wirklich wissen, dass Gott existiert?

Das hängt davon ab, was man unter „wissen“ versteht. Ich meine damit nicht etwa mathematische Gewissheit. Ich „weiß“ zum Beispiel nicht, dass ich hier in diesem Raum sitze und ein Gespräch führe. Ich könnte auch ein Gehirn in einem Fass voller Chemikalien sein, das von einem bösen Wissenschaftler stimuliert wird, um mir die Illusion vorzuspielen, ich würde mit Ihnen sprechen. Es geht also nicht um absolute Gewissheit, sondern darum, ob es bessere Gründe gibt, etwas eher für wahr als für falsch zu halten. Aus meiner Sicht ist es wahrscheinlicher, dass Gott existiert, als dass er nicht existiert.

Warum?

In meinen Debatten verteidige ich folgende Thesen: Gott ist die beste Erklärung dafür, warum alles existiert. Zweitens denke ich, dass Gott die beste Erklärung für den Ursprung des Universums ist. Drittens ist er die beste Erklärung für die Feinabstimmung des Universums für intelligentes Leben, viertens ist er die beste Erklärung für die Anwendbarkeit der Mathematik für die reale, physische Welt. Und er ist fünftens die beste Erklärung dafür, dass es objektive moralische Werte und Pflichten in der Welt gibt. In einem Interview kann ich diese Thesen natürlich nicht voll entfalten. Das mache ich in meinen Büchern und Debatten.

Lassen Sie uns eine These herausgreifen: Wozu braucht es einen Gott, um den Ursprung des Universums zu erklären? Naturwissenschaftler brauchen ihn für die Urknalltheorie jedenfalls nicht.

Dafür gibt es zwei Voraussetzungen: Wenn das Universum einen Anfang hatte, dann gibt es einen Grund für seine Existenz. Das Universum hatte einen Anfang. Daraus folgt: Es gibt einen Grund für die Existenz des Universums. Für diese Voraussetzungen gibt es philosophische und naturwissenschaftliche Belege, aus denen folgt, dass es einen transzendenten, übersinnlichen Grund für das Universum gibt. Daraus kann man theologisch bedeutsame Merkmale dieses transzendenten Grundes ableiten, der das Universum erzeugt hat. Das Universum muss einen absoluten Anfang gehabt haben.

Die meisten Atheisten stimmen darin mit Ihnen überein, glauben aber dennoch nicht an Gott.

Ja, zum Beispiel Ansgar Beckermann, mit dem ich im Oktober in München debattiere. Er sagt, es spreche vieles dafür, dass das Universum einen Anfang hat. Er teilt aber nicht den Schluss, dass es dafür einen transzendenten Grund gibt. Er sagt: Das Universum war plötzlich einfach da – ohne irgendeinen Grund. Das ist armseliger als Zauberei. Wenn ein Zauberer einen Hasen aus dem Hut zieht, gibt es wenigstens den Zauberer. Der Atheismus geht davon aus, dass das Universum aus dem Nichts kam, ohne irgendwelche Gründe. Ich finde das verrückt.

Gleichzeitig finden Sie, dass die Evolutionstheorie mit dem Christentum vereinbar ist.

Sie ist vereinbar mit der Existenz Gottes und mit biblischem Christentum. Wenn man nicht davon ausgeht, dass die sechs Tage im Ersten Buch Mose tatsächlich sechs aufeinander folgende Tage mit 24 Stunden waren, dann sagt die Schöpfungsgeschichte nicht, wie alt die Welt ist. Daher finde ich, dass wir in dieser Frage nicht theologisch, sondern naturwissenschaftlich denken sollten. Zwischen klassischem Sechs-Tage-Kreationismus und atheistischem Evolutionsglauben gibt es eine riesige Bandbreite an Alternativen für Christen, die an die Bibel glauben. Es gibt nicht nur die eine biblische Position. Ich bin mir nicht sicher, welche die beste ist – und bleibe aufgeschlossen.

Die Evolutionstheorie geht davon aus, dass nur der am besten Angepasste überlebt, damit diese Art sich weiterentwickelt. Wenn Gott Evolution benutzt, würde das also bedeuten: Er erschafft Leben durch Tod – und der war laut Bibel eine Folge des Sündenfalls. Für viele Theologen passt das nicht zum Wesen Gottes.

Das ist ein großartiges Beispiel dafür, wie manche sogenannte Junge-Erde-Kreationisten versuchen, der Bibel treu zu bleiben, aber Dinge in den biblischen Text hineinlesen, die nicht da sind. Nirgends in der Bibel steht, dass der Tod von Tieren eine Folge des Sündenfalls ist, weder in Erster Mose, Kapitel 3, noch im Römerbrief, Kapitel 5. Daher kann Gott sehr wohl durch Evolution geschaffen haben, auch vor dem Sündenfall.

Das würde für Tiere gelten, aber nicht für den Menschen, der vor dem Sündenfall ja nicht sterben konnte. Der Mensch war also plötzlich da – einfach so?

Manche Christen denken, dass der Mensch auf besondere Weise erschaffen wurde. Andere sagen, dass Gott menschenähnliche Formen benutzte, um den Homo Sapiens zu erschaffen. Wieder gibt es viele mögliche Denkweisen.

Und was ist Ihre?

Ich lege mich nicht fest, weil ich meine, dass die Naturwissenschaften diese Frage noch nicht erschöpfend beantwortet haben.

Der „Islamische Staat“ zieht mordend durch die Lande, tausende Menschen starben beim Erdbeben in Nepal. Viele Menschen sagen angesichts des Leids: Entweder es gibt keinen Gott – oder er ist ein grausamer Gott, der all das zulässt.

Ich kann Ihnen kein knackiges Zitat liefern, das dieser Frage gerecht werden würde. Was ich in aller Kürze sagen würde: Niemand konnte jemals zeigen, dass es unmöglich oder unwahrscheinlich ist, dass Gott legitime Gründe hat, das Böse in der Welt zuzulassen.

Der prominente Atheist Richard Dawkins schrieb in der englischen Zeitung The Guardian, er wolle nicht mit Ihnen debattieren. Er beschuldigte Sie, Sie hätten einen Völkermord gerechtfertigt.

Dawkins suchte eine Ausrede, um die Einladung von vier britischen Organisationen auszuschlagen, mit mir in Oxford zu debattieren. Er nannte mich in der Debatte „moralisch unwürdig“, weil ich die Glaubwürdigkeit der Invasion Kanaans im Alten Testament verteidigt hatte. Dort befiehlt Gott den Israeliten, die Kanaaniter zu vertreiben und alle zu töten, die sich weigern zu fliehen. Nirgends befiehlt Gott einen Völkermord. Wenn alle Kanaaniter geflohen wären, wäre niemand gestorben. Ich schrieb, dieser Befehl stehe nicht im Widerspruch zu Gottes Güte oder Allmacht.

Sie schrieben über die Tötung der kanaanitischen Kinder: „Wenn wir, wie ich, glauben, dass Gottes Gnade sich auf die erstreckt, die als Säuglinge oder kleine Kinder sterben, war der Tod dieser Kinder eigentlich deren Erlösung.“

Gott hat das Recht, Leben zu nehmen, wenn er sich so entscheidet. Wenn er das Leben der Kinder genommen hat, hat er nicht unrecht gehandelt, sondern ewiges Leben geschenkt – viel besser, als in einer boshaften kanaanitischen Umgebung aufzuwachsen. Für mich ist das offensichtlich, wenn man an die Rettung von Kindern glaubt.

Dawkins hatte vor seinem Artikel bereits mit Ihnen auf einer Konferenz in Mexiko diskutiert. Die Redner standen an einem Pult in der Mitte eines Boxrings. Warum ist immer so viel Aggression im Spiel, wenn es um Gott geht?

Die Idee mit dem Boxring stammte nicht von den Rednern, sondern von dem mexikanischen Gentleman, der die Konferenz organisiert hatte und das für originell hielt. Dawkins stieß erst in letzter Minute hinzu, als Ersatz für einen anderen Redner. Er wusste gar nicht, dass ich an der Debatte teilnehme.

Fühlen Sie sich manchmal trotzdem wie im Boxring?

Manchmal schon. Allerdings sind Debatten nicht ein Kampf Mann gegen Mann, sondern ein Wettbewerb der Argumente. Ich begegne meinen Gegnern immer mit Respekt und Milde.

Richard Dawkins wurde bekannt, als er in einem Buch sagte, dass Religion eine Krankheit sei. Das klingt nicht gerade respektvoll.

Er sagte sogar, Religion müsse man nicht mit Respekt behandeln. Das war eine Rechtfertigung für Spott, Beleidigungen und Unhöflichkeit. Ich finde das vollkommen falsch. Menschen verdienen Achtung. Das sollten auch manche Christen bedenken. Früher waren Atheisten zurückhaltender. Sie tolerierten es, wenn Menschen ihre Religion lebten, solange sie sie für sich behielten. Der neue Atheismus ist viel aggressiver und richtet sich sogar gegen die private Ausübung von Glauben. Er will Religion auslöschen.

Was würden Sie Dawkins an dessen Sterbebett sagen?

Es wäre jedenfalls nicht noch ein Argument. Ich glaube, ein Mensch in dieser Situation muss das Evangelium hören und sein Leben im Gebet Christus übergeben. Ich würde ihm das Evangelium weitergeben. ■



William Lane Craig, Jahrgang 1949, ist ein sogenannter Apologet, verteidigt also öffentlich den christlichen Glauben. Der Philosoph und Theologe studierte an verschiedenen Universitäten in den USA und Europa. Im Oktober und November ist er zu mehreren Vorträgen und Debatten in Deutschland und Österreich. Weitere Informationen: www.cvmd.edu

Foto: reasonablefaith.org

israelnetz

Berichte und Hintergründe aus Israel und dem Nahen Osten



9,-

Auslieferung ab Mitte September



9,-

Auslieferung ab Mitte September

hadasch

Unser neuer Kalender „hadasch“ bietet ganz besondere Motive aus Israel, die Sie so vielleicht noch nicht gesehen haben. Im stilvollen quadratischen Format von 24x24 cm (offen 24x48cm) bietet der Kalender „neuartige“ Einblicke, ergänzt durch ein Kalendarium mit viel Platz für Termine.

Der „hadasch“ Wandkalender ist nur bei Israelnetz erhältlich.

Kalender 2016

Bestellen
Sie jetzt!

Telefon (06441) 915 151
israelnetz.com

classic

Der Israelnetz-Kalender „classic“ zeigt bekannte und interessante Motive aus dem Heiligen Land. Das praktische Kalendarium enthält neben den christlichen und gesetzlichen Feiertagen auch die jüdischen Festtage mit einer Erklärung.

Der Israelnetz „classic“ Wandkalender hat ein Format von 48x34 cm, ist auf hochwertigem Papier gedruckt und exklusiv bei Israelnetz erhältlich.

Israel Postkartenbox



10,-

FARBEN EINES LANDES

ist eine Kollektion von Faltkarten mit eindrucksvollen farbintensiven Motiven aus Israel, ergänzt durch Verse aus der Bibel.

Die Postkartenbox „Farben eines Landes“ enthält zehn hochwertige Faltkarten im Format 12x17 cm mit weißen Umschlägen, verpackt in einer stabilen Box. Das Set ist exklusiv bei Israelnetz erhältlich.



Mit Bibel und Gewehr im Haus

Auch nach dem Massaker in einer Kirche von Charleston bleibt das Recht auf Waffenbesitz für viele Amerikaner heilig – und christliche Politiker werben damit, von der Waffenlobby unterstützt zu werden. Die Gründe liegen in der Geschichte Amerikas, aber auch in einer kulturell geprägten Bibelauslegung. | VON MORITZ BRECKNER

Der Amoklauf von Charleston hat die Amerikaner erschüttert – wie schon so viele Bluttaten zuvor. Neun Afroamerikaner wurden während einer Bibelstunde von einem 21-jährigen Weißen erschossen, das Motiv war offenbar rassistisch. Die üblichen Reaktionen ließen nicht lange auf sich warten: Die politische Linke forderte strengere Waffengesetze, Konservative konterten, es hätte weniger Tote gegeben, wären die Kirchenbesucher ihrerseits bewaffnet gewesen, um sich zu verteidigen. Der Pastor einer texanischen Gemeinde,

James McAbee, zeigte einem deutschen Fernsehsender stolz die beiden Pistolen, die er in Ablagefächern in seiner Kanzel verstaut hat. „Wenn jemand eines meiner Schafe angreift, werde ich, der Hirte, das stoppen“, erklärt er. Andere Pastoren sollten es ihm gleichtun, wünscht er sich, so könnte die Zahl der Opfer bei Anschlägen wie dem in Charleston minimiert werden.

Dass Männer ein Gewehr mitbringen, wenn sie zum Gottesdienst kommen, klingt für europäische Ohren paradox – war aber in mehreren US-Bundesstaaten in den jungen Jahren der Vereinigten Staaten sogar gesetzlich vorgeschrieben. Begründet wurde der Paragraph mit der Gefahr eines Indianerangriffs. Im Jahr 2015 ist es nur noch in einigen Bundesstaaten erlaubt, in der Kirche Waffen zu tragen. Ein großer Teil der evangelikalen Christen in den USA befürwortet legalen Waffenbesitz, viele gläubige Politiker ebenso. Die republikanischen Präsidentschaftskandidaten für die Wahl 2016 sind

allesamt dagegen, das Recht, eine Waffe zu tragen, einzuschränken – vom Baptistenpastor Mike Huckabee bis zum Katholiken Rick Santorum. Die Vize-Gouverneurin von Wiscon-

sin und Anhängerin einer evangelikalen Megachurch, Rebecca KleeFish, zeigte zum Jahreswechsel ein Foto auf Facebook, auf dem ihre siebenjährige Tochter in Tarnkleidung neben einem erschossenen Tier posiert. Und bei den Kongresswahlen im November 2014 sorgte die 18-jährige Saira Blair für Aufsehen, als sie als jüngste Abgeordnete aller Zeiten ins Landesparlament von West Virginia gewählt wurde. Die Christin spricht sich auf ihrer Homepage vehement gegen Abtreibung aus und wirbt gleichzeitig damit, dem Schusswaffenverband NRA anzugehören. „Ich glaube daran, die Unschuldigen zu beschützen und die Schuldigen zu bestrafen“, erklärt sie dazu. „Schusswaffen erlauben es gesetzestreuern Bürgern, sich selbst und ihre Familien zu beschützen.“ Fotos zeigen sie mit einem Gewehr.

Biblich begründete Selbstverteidigung

Für viele Christen in Europa ist diese Begeisterung für Waffen schwer nachvollziehbar. Das Gewaltmonopol liegt hier ausschließlich beim Staat. Im Nationalcharakter der Amerikaner hingegen ist der Gedanke tief verwurzelt, die eigene Verteidigung selbst in die Hand



zu nehmen, erklärt Uwe Siemon-Netto. Der deutsche Journalist und Theologe lebt seit über 50 Jahren überwiegend in den USA. „Es ist hier ein fest verankertes Recht, sich in der Not selbst verteidigen zu dürfen. Die Gefahr, dass es dazu kommt, wird als real empfunden“, sagt er. Kein Wunder: In den USA gibt es viele dünn besiedelte Gebiete, in denen es bei einem Einbruch eine Weile dauern kann, bis der Sheriff am Tatort erscheint. Auch die Gefahr durch wilde Tiere spielt in Teilen des Landes eine Rolle. Der Wunsch, in Sachen Sicherheit nicht allein vom Staat abhängig zu sein, hängt mit dem Staatsverständnis der Amerikaner zusammen, das sich von dem der Europäer unterscheidet. Die Deutschen beispielsweise sind es gewohnt, sich weitgehend darauf zu verlassen, dass ein starker Staat sie vor allen Unannehmlichkeiten, sei es Kriminalität oder der soziale Abstieg, bewahrt. Die Amerikaner wollen ihr Schicksal selbst anpacken. Daher rührt auch die weitreichende Skepsis gegenüber einem

sein eigener Standpunkt sei. Gleichwohl räumt er mit Vorurteilen auf: „Die Amerikaner gehen im Normalfall sehr sorgfältig mit ihren Waffen um“, ist seine Erfahrung. Er weist zudem darauf hin, dass die meisten Gewaltverbrechen mit nicht zugelassenen Waffen begangen werden. Auch in Bundesstaaten mit einem liberalen Waffenrecht gibt es seitenslange Verordnungen darüber, unter welchen Voraussetzungen der Kauf abgewickelt werden darf, die Maßnahmen reichen von einer Hintergrundprüfung des Käufers bis zu einer mehrtägigen Wartezeit. Dass gewisse Einschränkungen des Rechts auf Waffenbesitz notwendig sind, stellt auch der Nationale Schusswaffenverband NRA nicht in Frage, beispielsweise sollten vorbestrafte Gewaltverbrecher keine Schusswaffen erwerben können.

Christliche Waffenbesitzer tauschen sich auf eigenen Internetseiten wie „Christian Gun Owner“ oder „Biblical Self Defense“ aus. Dort finden sich Essays und Aufsätze, die deren Überzeu-



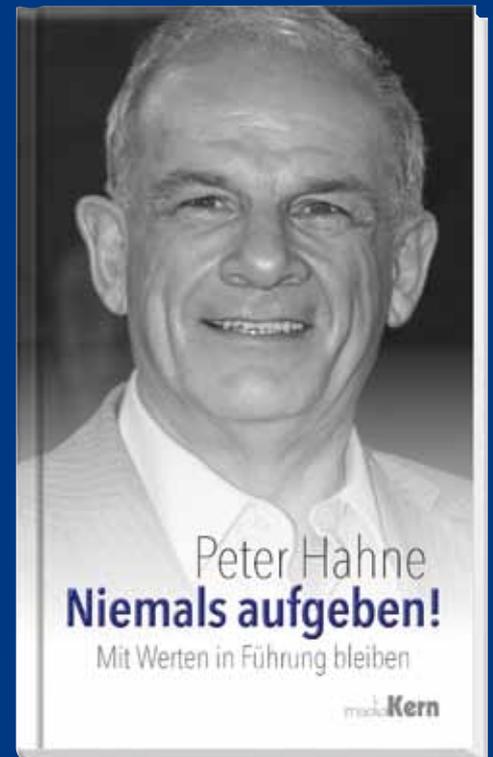
Foto: John Kirk, iStockphoto

„Gott, Gewehre und Mumm haben Amerika gemacht. Lasst uns alle drei behalten“, steht auf diesem selbstgebastelten Schild, das jemand in Kansas in seinem Kornfeld aufgestellt hat

sozialen Netz wie in Deutschland.

Das Recht, das Bürger Waffen besitzen dürfen, wird vom zweiten Zusatzartikel der US-Verfassung garantiert. Siemon-Netto hat selbst Christen in seinem Bekanntenkreis, die Waffen im Haus haben: „Das sind sehr fromme Leute, aber sie haben schwere Waffen, mit denen sie ihr Haus über Monate verteidigen könnten“, sagt er. Christen beriefen sich dabei oft auf Texte von Luther, nach denen man seine Familie verteidigen müsse, erklärt der Theologe und betont, dass dies nicht

gungen mit verschiedenen Bibelstellen untermauern. Oft wird dabei mit der Festnahme Jesu im Garten Gethsemane argumentiert, bei der Petrus dem Knecht des Hohenpriesters mit einem Schwert ein Ohr abschlug. Hätte Petrus als Jünger im engsten Kreise Jesu ein Schwert bei sich getragen, wenn Jesus etwas dagegen gehabt hätte? „Da sprach Jesus zu Petrus: Stecke dein Schwert in die Scheide“, heißt es in Johannes, Kapitel 18. „Jesus forderte also nicht von Petrus, dauerhaft auf seine Waffe zu verzichten“,



Nr. 5.121.005 · 160 Seiten € 9,95

Nach nur 3 Wochen auf
DER SPIEGEL -Bestsellerliste!
Platz 18!

Top-aktuell, **Klartext** über Gott und die Welt, eine **Streitschrift** gegen Resignation und für eine Gesellschaft mit **christlichen Wurzeln**.

So aktuell ist die Bibel: konsequent und kompromisslos, **Kraftquelle** für den praktischen Alltag.

Das heimliche Thema:
Gehört das Christentum noch zu Deutschland?

Kapitel um Kapitel mit heißem **Herzen** geschrieben.

media **Kern**

im Kawohl Verlag

46485 Wesel · Tel 0281 96299-0

www.kawohl.de

Durch die kulturelle Brille

EIN KOMMENTAR VON MORITZ BRECKNER

Amerikanische Christen haben kein Problem damit, ihren Glauben und ihre Waffen unter einen Hut zu bringen, weil sie die Bibel durch ihre kulturelle Brille betrachten. Diese Erklärung ist einfach und zutreffend. Allerdings: Europäische Christen lehnen Waffen mehrheitlich ab, weil auch sie die Bibel durch ihre kulturelle Brille lesen. Jeder Christ betrachtet die Bibel und lebt seinen Glauben vor dem geistigen und kulturellen Hintergrund, aus dem er stammt. Für den einzelnen ist die Versuchung groß, davon auszugehen, dass seine eigene Sicht und Lesart die objektive sei, während der Blick aller anderen von ihren jeweiligen Brillen getrübt werde. So besteht die Gefahr, einen Hochmut gegenüber denen zu entwickeln, die kulturell anders geprägt sind. Vielleicht ist die europäische Brille näher an der Wahrheit als die amerikanische. Vielleicht ist es aber auch umgekehrt. Am amerikanischen Waffenrecht mag es viel zu kritisieren geben – dass es seinen Bürgern aber erlaubt, sich auf Notfälle vorzubereiten und dann auch zu verteidigen, ist nicht per se illegitim.

schreibt der Vorsitzende des Vereins „Amerikanische Waffenbesitzer“, Larry Pratt, in einem Aufsatz. Der Pastor und Autor Shane Idleman erörtert auf

Pflicht zum Waffenbesitz kann Verbrechensrate senken

Und wie passt der Gebrauch des Schweres mit dem Gebot der Feindesliebe zusammen und der Aufforderung, für seine Feinde und Verfolger zu beten? „Diese Aufforderungen“, erklärt Idleman, „beziehen sich auf persönliche Angriffe, Beleidigungen oder Rufmord.“ Es brauche einen ziemlichen Gedankensprung, um zu glauben, dass Jesus an diesen Stellen meinte: „Tue denen Gutes, die dich und deine Familie verstümmeln oder vernichten wollen“. Idleman erklärt, kein Freund von Gewalt zu sein, plädiert jedoch dafür, die Bibel in ihrer Gesamtaussage zu lesen. „Sind wir dazu aufgerufen, unsere Familie geistlich, emotional und finanziell zu schützen, aber nicht physisch?“, fragt er.

Europäer kritisieren gern die Verbreitung und Akzeptanz von 270 bis 310 Millionen Schusswaffen in den Vereinigten Staaten. Kulturelle Unterschiede gibt es aber in beide Richtungen, analysiert Uwe Siemon-Netto: „Dass es in Deutschland teilweise kein Tempolimit auf Autobahnen gibt, ist für viele Amerikaner unvorstellbar“, sagt er und ergänzt: „In Deutschland fahren mehr Menschen gefährlich schnell, als in Amerika zur Waffe greifen.“ Beides seien Marotten, die er persönlich ablehne. Während Waffen in den USA immer weiter verbreitet sind, sinkt allerdings die Gefahr, mit einer Schusswaffe ermordet zu werden, stellt US-Korrespondent Ansgar Graw in der Ta-

geszeitung Die Welt fest. „Nimmt man alle Mord- und Fremdtötungsarten zusammen, hat sich in den vergangenen 20 Jahren die Gefahr sogar nahezu halbiert“, erklärt der Journalist und zitiert einen Untersuchungsbericht des US-Kongresses. Demnach kam es 1993 unter je 100.000 Einwohnern zu 6,6 Morden mit Schusswaffen (17.073 Opfer). Bis zum Jahr 2000 ging die Quote auf 3,6 zurück (10.203 Opfer). 2011 lag sie bei 3,2 Prozent (9.903 Opfer)

Zwar steige die absolute Zahl derer, die durch Schusswaffen sterben, allerdings im Einklang mit dem Bevölkerungswachstum. So gab es 1999 pro 100.000 Einwohner 10,35 Schusswaffentote, 2013 waren es 10,64. Allerdings sind dabei auch Unfälle, Polizeieinsätze und Selbstmorde mitgerechnet. 2009 begingen von 31.347 Schusswaffentoten mehr als die Hälfte Suizid. Etwas mehr als jeder Dritte wurde ermordet.

Darüber, ob ein rigideres Waffenrecht die Zahl der Opfer senken könnte, tobt ein Streit, bei dem beide Seiten mit Statistiken arbeiten. Wer das Recht auf Waffenbesitz beschneiden will, weist darauf hin, dass es in Bundesstaaten mit strengeren Regeln auch durchschnittlich weniger Tote gibt. Befürworter eines liberalen Waffenrechts argumentieren, in Städten wie Chicago oder Washington D.C. habe ein striktes Verbot von Schusswaffen keineswegs zu weniger, sondern zu mehr Verbrechen geführt. In der Stadt Kennesaw in Georgia wurde 1982 ein Gesetz verabschiedet, wonach es in jedem Haushalt mindestens eine Feuerwaffe samt Munition geben muss. Die Zahl der Einbrüche ging in den folgenden Jahren um 89 Prozent zurück, deutlich stärker als im Rest des Staates (10,4 Prozent). Die Zahl von Gewaltverbrechen war in der Stadt 25 Jahre nach Einführung des Gesetzes 85 Prozent geringer als im übrigen Georgia.

Der Täter von Charleston war wegen Drogenbesitzes angeklagt und hätte die Tatwaffe eigentlich nicht kaufen dürfen, erklärten die Ermittler nach dem Attentat. Offenbar hatte es einen Fehler bei der Hintergrundüberprüfung des Mannes gegeben. Es stimmt: Verbrecher können sowieso meist recht einfach an illegale Waffen kommen. Aber in diesem Fall wurde offenbar ein Fehler gemacht, der neun Menschen das Leben kostete. ■

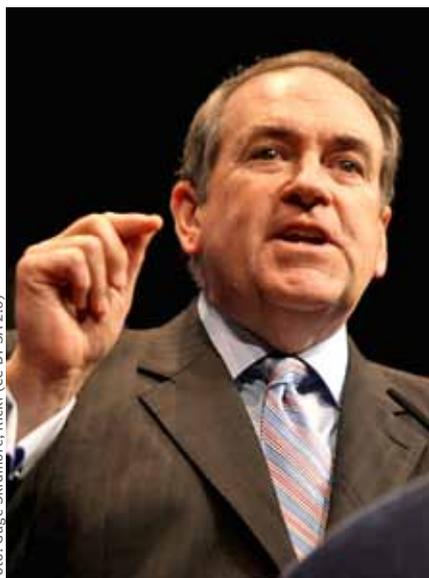


Foto: Gage Skidmore, Flickr (CC-BY-SA 2.0)

Mike Huckabee war Baptistenpastor, 2016 will er für das Präsidentenamt kandidieren. Er positionierte sich für den Waffenbesitz

CharismaNews eine Aussage aus dem Lukasevangelium, Kapitel 22, Vers 36. Jesus sagt hier zu seinen Jüngern: „Nehmt euer Geld und eure Tasche. Und wenn ihr kein Schwert habt, verkauft eure Kleidung, um eines zu kaufen.“ Der Theologe interpretiert, dass es Jesus hier darum ging, dass sich die Jünger selbst verteidigen können, wenn sie in Lebensgefahr geraten – andere Theologen kommen aber zu dem Schluss, dass hier keine gewaltsame Verteidigung mit der Waffe gemeint ist.

Vater ohne Kind

„Mein Bauch gehört mir“ – mit diesem Slogan forderte die Frauenbewegung das Recht auf Abtreibung ein. Dass das werdende Kind auch ein Teil des Vaters ist, wird in der Rechtsprechung nicht berücksichtigt. Über eine Abtreibung darf die Frau allein entscheiden. | VON MORITZ BRECKNER

Als Paul* bei der Beratungsstelle von Pro Femina anruft, ist er verzweifelt. Seine Freundin Sonja will übermorgen eine Abtreibung vornehmen lassen. Das junge Paar ist erst seit zwei Monaten zusammen, seit einer Woche wissen die beiden von der Schwangerschaft. Sonja und Paul führen eine Fernbeziehung, leben drei Autostunden voneinander entfernt. Paul hat am Telefon von der Schwangerschaft erfahren, wie auch von Sonjas Entscheidung, das Kind abzutreiben. Den Beratungsnachweis, der dafür notwendig ist, hat sie nach einem kurzen Gespräch bereits bekommen. Paul will sie umstimmen, sofort zu ihr fahren. Sie blockt ab, droht, die Beziehung ganz zu beenden, wenn er sie bedrängt.

Paul ist Mitte 20, studiert im sechsten Semester Betriebswirtschaftslehre. Seine Mutter und sein Vater sind prinzipiell gegen Abtreibung und wären bereit, ihn und Sonja zu unterstützen. Sonja kann das von ihren Eltern nicht behaupten. Außerdem will sie Karriere machen, ist in einem Unternehmen mit guten Aufstiegschancen. Sie sagt, dass ein Kind der Todesstoß für ihre Laufbahn wäre. Auf die Schwangerschaft einer Kollegin hatte ihr Chef mit spöttischen Bemerkungen reagiert. Sonja will nicht einmal, dass Paul das Wort „Abtreibung“ in den Mund nimmt, versucht, nicht an die folgenschwere Prozedur zu denken. Dass Paul so schnell einen persönlichen Bezug zu dem Embryo, der da in ihrem Körper wächst, aufgebaut hat – das irritiert sie.

Mit dieser Nachbildung eines Embryos in der 10. Schwangerschaftswoche wollen Lebensrechtler ins Bewusstsein rufen, dass es bei Abtreibungen um Menschenleben geht



Eine endgültige Entscheidung

Fast 100.000 Kinder wurden 2014 nach offiziellen Angaben im Mutterleib getötet, etwas weniger als in den Jahren zuvor. Nur vier Prozent dieser Abtreibungen hatten einen medizinischen oder kriminologischen Hintergrund. Weitere vier Prozent der Abtreibenden waren jünger als 18 Jahre. Lebensgefahr für die Mutter, Vergewaltigung und Kindesalter der werdenden Mutter sind demnach bei 92 Prozent aller Abtreibungen keine Argumente. Der Vater des Kindes hat so oder so bei der Entscheidung über eine Abtreibung kein Mitspracherecht, erklärt Ingo Friedrich, Fachanwalt für Familienrecht sowie Mitglied der „Initiative Christ und Jurist“. „Für eine Klage gibt es keine juristische Grundlage“, sagt er. Ein Schwangerschaftsabbruch ist in Deutschland laut Strafgesetzbuch nicht strafbar, wenn die sogenannte Beratungsregelung berücksichtigt wird. Hierfür muss eine Schwangere, die den Eingriff verlangt, mindestens drei Tage vor dem Termin in einer Schwangerschaftskonfliktberatungsstelle das Gespräch suchen. Darüber hinaus ist eine Abtreibung innerhalb der ersten zwölf Schwangerschaftswochen von einem Arzt vorzunehmen, der nicht an der Beratung teilgenommen hat. Wie viele Väter gegen die Abtreibung ihres Kindes sind, ist nicht bekannt – Fakt ist aber, dass der Fall von Paul eine Ausnahme ist. „Es ist öfter so, dass Männer die Frauen zur Abtreibung drängen“, weiß Astrid, Beraterin bei Pro Femina. Die Organisation unter dem Dach der Marke „1.000 plus – Hilfe statt Abtreibung“ bietet Beratungen an mit dem Ziel, Frauen Alternativen zum Schwangerschaftsabbruch aufzuzeigen.

Astrid hat Pauls besorgten Anruf entgegengenommen und versucht danach, Sonja zu erreichen. Diese ist von dem Anruf aufgewühlt, aber ihre Entscheidung steht fest. Paul schreibt ihr, dass sie sich für die Entscheidung mehr Zeit lassen soll. Dass er sich um das Kind kümmern würde. Vergeblich. „Paul hätte sein ganzes Leben auf den Kopf gestellt für das Kind“, sagt Astrid. Davon ist sie beeindruckt. „Es ist mir wichtig, ihm in seiner Hilflosigkeit Raum zu geben und seine Not zu hören“, erklärt sie. Auch so kann Schwangerschaftsberatung aussehen.

Sonja ist zur Abtreibung gegangen. Paul trauert um das Kind, sein Kind, um das, was hätte sein können. Er ist verletzt, weil Sonja ihn und seine Gefühle bei ihrer Entscheidung nicht berücksichtigt hat. Die Beziehung besteht trotzdem noch, und Paul hofft, dass die beiden eines Tages gestärkt aus dem Erlebten herausgehen können. Auch wenn Paul und Sonja das schaffen – für ihr abgetriebenes Kind hat die Geschichte kein Happy End. Wie für fast 100.000 andere pro Jahr in Deutschland. ■

*Alle Namen von der Redaktion geändert



Hochdruckgebiet „Barrier Island“

Colin Wade Barrier spielt American Football beim Erstligisten Allgäu Comets. Der junge Mann mit dem großen Herzen für Football und Mitmenschen hat dabei keine Scheu, seinen Glauben vor Mannschaftskameraden und der Öffentlichkeit zu bekennen. | VON NORBERT SCHÄFER

Fotos: pro, Norbert Schäfer

Es ist Sonntagnachmittag, die Sonne brennt erbarmungslos vom wolkenlosen Himmel über Kempten. Auf „Barrier Island“ zeigt das Thermometer kurz vor Anpfiff 39 Grad Celsius an. Es soll der heißeste Tag in Deutschland seit Beginn der Temperaturlaufzeichnungen werden. Aber statt kühler Drinks, Eiscreme und Liegestuhl warten heute Schweiß und Schmerzen auf den 27 Jahre alten Footballspieler Colin Barrier. „Barrier Island“, so nennt der Sportler scherzhaft seine Defensiv-Position an der Seitenauslinie. Er muss dort als Cornerback verhindern, dass die Gegner die Wurfpasspiele ihres Quarterbacks, des Spielmachers, annehmen und den ellipsenförmigen Ball in die Endzone tragen, um Punkte zu erringen. „Die größte Herausforderung ist, dass du als Cornerback bildhaft gesprochen auf einer Insel lebst“, sagt Barrier. Er ist oft auf sich alleine gestellt, wenn seine Mannschaftskameraden auf dem Feld im Pulk vorstürmen, um den Ball zu erobern. Besuch bekommt er hier nur vom Gegner. Auf „Barrier Island“ sei es so ähnlich wie mit dem Christsein, erklärt der Sportler und lacht: „Da gibt es nur ihn, Jesus, und mich. Es ist eine Herausforderung jeden Tag.“ Heute erwartet Barrier die Wide Receiver, die Angriffsspieler des Tabellenführers und aktu-

mit dazu. Sein direkter Gegenspieler heute, Wide Receiver Stephan Mertsching, ist wie er 27 Jahre alt, bringt aber mit 90 Kilogramm Körpergewicht rund 13 Kilo mehr auf die Waage und ist dabei noch 1,90 Meter groß. Barrier misst nur 1,77 Meter. Er trägt die Nummer acht auf dem Rücken und hat ein „A“ für „Amerikaner“ auf dem Trikot stehen. Weil die US-Amerikaner das Spiel so überragend beherrschen, dürfen immer nur zwei gleichzeitig bei jeder Mannschaft auf dem Feld sein. Barrier stammt aus Compton, einem Stadtteil von Los Angeles. Seine Familie lebt noch immer dort.



Strategie, Teamgeist, Körpereinsatz und Kampfeswille bestimmen American Football

Sportler mit Herz

Um 15 Uhr beginnt die Hitzeschlacht vor rund 1.000 Zuschauern mit dem Kickoff. Nach nur wenigen Spielzügen sind alle Spieler vor Anstrengung und Hitze schweißgebadet, sodass Arme und Beine davon glänzen. Der massige Helm mit Kinnriemen und Gesichtsgitter sowie ein sperriger Brust- und Schulterpanzer aus hartem Kunststoff unter den Trikots tun das ihre. Dem ersten Angriff der Gäste werfen sich die Defensiv-Spieler der Comets entschlossen entgegen. Wie Dampfmaschinen donnern Barrier und ein Gegenspieler bei einem Angriffsspielzug der Unicorns zusammen. Barrier kann den gegnerischen Passfänger direkt nach der Ballannahme zu Boden ringen. „Es ist eben ein körperbetontes Spiel. Wir sind damit einverstanden, dass man mit voller Geschwindigkeit zusammenstößt. Du weißt, dass du verletzt werden kannst, aber die Leidenschaft für das Spiel übersteigt das“, erklärt er. Er hat aufgehört, seiner Verletzungen zu zählen. Er mag das manchmal aggressive Spiel, denn „es fordert mich heraus, den Zweikampf anzunehmen und zu sehen, wie ich mich schlage, auch wenn der Gegner schwerer oder größer ist als ich. Du kannst das Herz eines Spielers nicht messen. Es kommt darauf an, wie unbedingt du gewinnen willst und wie sehr du bereit bist, zu kämpfen. Einstellung und Wille – das zählt am Ende des Tages. Diese Einstellung und die Tatkraft sind Dinge, die Gott in mich hineingelegt hat und die meine Familie in mir gefördert und bewahrt hat.“ Seine Eltern hätten ihm Mut gemacht, im Sport alles zu geben, aber auch den christlichen Glauben zu leben, sagt er.



Colin Barrier (2.v.r.) betet vor jedem Spiel – nicht nur mit Mannschaftskollegen, auch mit Spielern aus dem gegnerischen Team

ellen Vizemeisters Schwäbisch Hall Unicorns. Gleich kämpfen die beiden Mannschaften der German Football League, Gruppe Süd, mit vollem Körpereinsatz um jedes Yard.

Barrier vertraut dabei nicht nur auf seine Physis, sondern auch auf Gott. Kurz vor Spielbeginn kniet er mit einigen Mannschaftskameraden am Mittelkreis, um zu beten – dafür, dass heute keiner eine schlimme Verletzung davonträgt und dass es ein faires Spiel wird. Barrier hat zusammen mit einem Freund das Gebet vor dem Spiel gestartet, jetzt kommen manchmal auch Gegner

Nach dem gelungenem „Tackling“, wenn er den Gegner robust aber fair vom Ball getrennt hat, reißt Barrier wiederholt die Arme hoch, heizt die Zuschauer an und motiviert die Teamkameraden. Die Comets-Fans unterstützen ihre Mannschaft mit Sprechgesängen – „Defense go!“ – und dem für das Allgäu typische Kuhglockenläuten. Helfer am Spielfeldrand versorgen die Spieler mit Wasser, nassen Tüchern und Eis. „Es war lange fraglich, ob Colin heute wegen einer Verletzung am Fuß überhaupt spielen kann. Aber er ist ein Mensch, der auch an die inneren Heilungskräfte glaubt“, sagt Teamarzt Johannes Huber. „Es freut mich, dass Colin und noch andere vor dem Spiel beten.“ Im Allgäu, sagt der Chirurg, habe man ohnehin eine hohe Wertschätzung des Christlichen. Daher sei es auch den Sponsoren wichtig, dass die Vereine neben dem Sport noch Werte und menschliche Wertschätzung pflegten.

Barrier gibt gemeinsam mit dem zweiten Präsidenten des Vereins, Adolf „Addi“ Hölzli, und noch anderen Spielern an verschiedenen Schulen Football-Unterricht. „Football ist ein Sport, bei dem der Große, der Dicke, der Langsame, genauso viel Wertschätzung hat wie der Kleine, der Schlanke, der Schnelle. Jeder ist Teil des Teams. Das ist eine tolle Erfahrung für viele Jugendliche“, erklärt Huber. Barrier engagiert sich zudem im Kuratorium „Sicheres Allgäu“, einer Initiative, die sich gegen Jugendalkoholismus stark macht. „Er setzt sich auch für andere ein“, sagt der Arzt über den Cornerback der Comets. „Das ist Wertschätzung des Menschen. Sein christliches Weltbild ist tragend.“ 2013 ist Barrier nach Kempten gekommen, um hier Football zu spielen. „Ich bin nicht nur wegen meiner Leidenschaft für das Spiel hier, sondern auch, weil ich hier einen Auftrag für die Menschen habe. Das ist wichtiger als Football. Authentisch zu leben mit den Menschen, sodass man sehen kann: Christen sind nicht unantastbar, leben nicht auf einem anderen Spielfeld.“ Zwei Jahre will er noch unterrichten, dann zurück nach Kalifornien gehen, um Psychologie oder Soziologie zu studieren.

„Das Leben ist wundervoll“

Das Stadion brodeln unterdessen. Die Comets erkämpfen sich wieder und wieder das Angriffsrecht. Vor dem Ende des ersten Viertels steht es 14:0 für sie. Barrier gelingt es, nach einem Wurf der Unicorns den Ball zu fangen und in Richtung der gegnerischen Grundlinie zu starten. Seine Mitspieler werfen sich mit voller Wucht in die Gegner und machen so den Weg frei. Der Cornerback schlängelt sich schnell und elegant wie ein Wiesel durch Gegner und Kameraden. Er trägt den Football mehr als 70 Yards bis in die gegnerische Endzone. Touchdown! Aber wegen eines Regelverstößes geben die Schiedsrichter keine Punkte. An der Seitenauslinie hatte ein jubelnder Teamkollege einen der Schiedsrichter behindert. Die Regeln sind hart – wie das Spiel. Die Schiedsrichter werden mit einem gellenden Pfeifkonzert belegt. Die Comets-Spieler haben die Strafe längst akzeptiert und müssen jetzt das Publikum beruhigen. „Stop it!“, brüllen Barrier und seine Kameraden in Richtung Tribüne. Fairness ist allen Spielern wichtig. Der Cornerback legt zudem Wert darauf, im sportlichen Wettkampf auch als Christ alle Gaben einzubringen. „Es gibt Leute, die denken: Christsein bedeutet: Regeln, Regeln, Regeln! Das darfst du nicht tun, das mußt du lassen!– und dass man sich als Christ vom Leben isoliert. Aber das Leben ist wun-

dervoll. Klar, es ist nicht einfach. Aber es ist es wert, als Christ zu leben.“

Barrier trägt wie viele der Spieler ein Tattoo. „Tetelestai“, das griechische Wort für „Es ist vollbracht“, die letzten Worte von Jesus am Kreuz, hat er sich auf die Brust stechen lassen. „Wir werden durch unseren Glauben gerettet, nicht durch unsere Taten. Wir müssen nur glauben, dass er für unsere Sünden gestor-



Film zum Artikel online:
bit.ly/ColinBarrier

Colin Barrier spielt seit zwei Jahren in Kempten Football. An Schulen unterrichtet er diese Sportart

ben ist. Er hat alles gemacht, für alles bezahlt. Wir brauchen ihm nur nachzufolgen und hinter ihm zu stehen. Daran erinnert mich das Tattoo“, erklärt Barrier. Bis jetzt lagen die Comets vorn. Doch kurz vor Spielende gelingt den Unicorns die Führung, es steht jetzt 27:28. Von den Rängen werden die Spieler noch einmal frenetisch angefeuert, alle stehen jetzt. Die Cheerleader halten den Atem an. Wasser, Eis, Tücher, Getränke. Die Trainer brüllen letzte Kommandos, Spieler werden noch einmal gewechselt. Ersatzspieler und Helfer sind jetzt im Coachingbereich an der Seitenlinie und fiebern mit. In der letzten Spielminute bringen die Comets den Ball noch einmal in die Endzone. Eine riesige Kraftanstrengung. Irgendwie den letzten Ansturm der Unicorns überstehen. Verbissen hält die Defense das 34:28 in den verbleibenden Sekunden, und schließlich können die Comets als erste Mannschaft in dieser Saison die Unicorns schlagen.

„Spiele wie heute. Die Leidenschaft wie heute. Du betreibst den Sport für Spiele wie dieses Spiel heute“, erklärt Barrier. Leidenschaft teilen die Comets nicht nur für das Spiel. Nach dem Abpfiff und der Siegesfeier begleitet Barrier zusammen mit Teamkollege Christian Hafels noch einen Fan aus dem Stadion. Der Junge sitzt im Rollstuhl, braucht Hilfe. Vor wenigen Tagen hatten einige Comets ihn daheim besucht, heute ist er im Rollstuhl mit der Mannschaft ins Stadion gerollt. Der Junge ist überglücklich. Auf Facebook schreibt er: „Ich hab voll gezittert und danke dir 8#Colin für das auf und ab schieben. DANKE.“ Leidenschaft, für das Spiel und die Menschen. Barrier plagt nach dem Spiel Muskelkrämpfe. Obwohl er heute selbst keine Punkte für sein Team erzielen konnte, ist er glücklich: „Siebenmal stürzen, achtmal wieder aufstehen. Das ist wichtig.“ ■

Leserreaktionen zu pro 3/2015



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

Zu „Herz um Herz“ und „Hilfe aus dem Morgenland“

Ich bin beeindruckt, wie kernig Sie die Artikel in der neuen Ausgabe 3/2015 wieder getroffen haben. Vor allem „Hilfe aus dem Morgenland“ und „Herz um Herz“ kann ich nur beipflichten. Es tut mir einfach gut, dass noch mehr so denken und ich kein Exot bin. Danke für die Argumentationshilfe!

Merry, per E-Mail

Zu „Herz um Herz“

Die schwerwiegende negative Seite der Transplantationsmedizin wird meines Erachtens größtenteils totgeschwiegen, und es wird einfach vorausgesetzt, dass es grundsätzlich ethisch gut sei, Organe zu transplantieren. Die daraus erwachsene Haltung, jeder habe die Pflicht, zur Organspende bereit zu sein oder Angehörige dafür freizugeben, bzw. die Haltung von potentiellen Organempfängern, sie hätten ein Recht auf ein Spenderorgan, halte ich – nachdem ich lange Jahre Organspender war – inzwischen für äußerst fragwürdig.

Sigrid Nerz, Stuttgart

Vielen Dank für die kritischen Fragen an Dr. Friedrich Hauschildt. Umso enttäuschender sind seine Antworten – zum Teil unglaublich. Sogenannte Hirntote sind allenfalls Sterbende und werden durch die Explantation getötet. Dieser Akt kann für einen Christen durch nichts und niemanden gerechtfertigt werden. Außerdem weiß niemand, ob Menschen, die sich nicht mehr äußern können, nicht doch noch empfinden. Erfahrungen sprechen dafür. In der auf Hirntod basierenden Organtransplantation wird christliche Nächstenliebe missbraucht und Utilitarismus praktiziert.

Alfons Grau, per E-Mail

Zu „Bikerin vor dem Herrn“

Danke für den Artikel „Bikerin vor dem Herrn“. Ich durfte Helma dieses Jahr persönlich kennenlernen. Sie hat ihr spannendes Leben in ihrem Buch: „Helma. Wer bremst, verliert“ niedergeschrieben. Schade, dass ihr dieses Buch nicht erwähnt habt. Vielleicht könnt ihr das nachholen.

Steffi Eitler, per E-Mail

Zu „Kein Wort über tote Christen“

Über die Ausgabe von pro habe ich mich gefreut, besonders über den Artikel von Wolfram Weimer, „Kein Wort über tote Christen“. Die Geschehnisse im Nahen Osten sind ein Dauerthema. Warum konnte sich dieser Terrorstaat ausbreiten? Seit geraumer Zeit beschäftigt mich der Bürgerkrieg in Syrien, der unvorstellbares Leiden auch für die Zivilbevölkerung verursacht und ein ganzes Land ins Mittelalter zurückbombt. Mich wundert, dass die unschuldigen Opfer dieses Bürgerkriegs – Frauen und Kinder – so wenig unser Interesse finden. [...] Mir scheint es wichtig, der Frage nachzugehen: Woran krankt unser Denken? Von Blaise Pascal habe ich gelesen: „Wir rennen achtlos in den Abgrund, wenn wir erst etwas gefunden haben, das uns den Anblick des Abgrunds verstellt.“ Die „Weltgemeinschaft“ schaut mehr oder weniger hilflos zu, wie ein Land im Chaos versinkt. Man wünschte sich, da hätte einer die Macht, den Kämpfenden zu gebieten: Haltet ein! Werft eure Gewehre weg! Stoppt den Wahnsinn des Mordens und der Gewalt!

Dieter Loest, Rot am See

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteur Nicolai Franz.



Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 57

Anzeige

pro
Christliches Medienmagazin

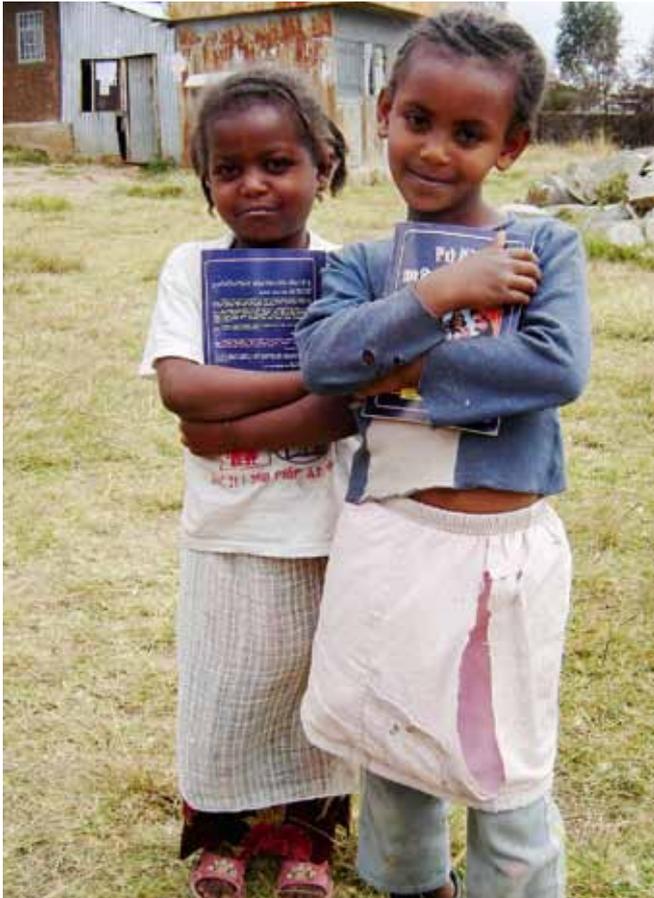
PRO KOMPAKT

proKOMPAKT liefert Ihnen jeden
Donnerstag die Themen der Woche
per E-Mail auf Ihren Bildschirm.

proKOMPAKT.de

Telefon (06441) 91 51 51

BESTELLEN SIE NOCH HEUTE! KOSTENLOS.



Glückliche Kinder: Zwei Mädchen in Äthiopien mit ihrer ersten eigenen Kinderbibel

Team einige Kartons mit Bibeln zurücklassen. Versuche der Beamten, die Bibeln zu verbrennen, schlugen wegen der Feuchtigkeit fehl und so überließen sie sie der Strömung. Dadurch hätten sie sich später im ganzen Land unter dem Spitznamen „die Bibel, die aus dem Wasser kommt“ verbreitet. Militär und Polizei seien so „Instrumente in den Händen Gottes“ gewesen, sagt Rode.

Arbeit „undercover“

Rode kann viele solcher Wunder aufzählen. Ein ganzes Buch könne er allein darüber schreiben, sagt er. Die Geschichte der Organisation sei „wie eine Perlenkette von Wundern“. Man könnte sagen, diese Perlenkette begann mit einem VW-Käfer. Jenem Auto, in dem der Niederländer Bruder Andrew, der mit bürgerlichem Namen Anne van der Bijl heißt, die ersten Bibeln hinter den Eisernen Vorhang schmuggelte. Das war in den Fünfzigerjahren. Bei einer Reise nach Polen im Jahr 1955 und nach seinem ersten Treffen mit Christen im Ostblock habe Bruder Andrew seine Berufung in einem Vers aus dem biblischen Buch der Offenbarung gefunden: „Werde wach und stärke das, was abzusterben droht.“ (Kapitel 3, Vers 2.) Der Pionier ist heute 87 Jahre alt. Sein Werk hat sich mittlerweile zu einer international verzweigten Organisation entwickelt. Einen Hauptsitz gibt es nicht, in etwa 25 Ländern hat das Werk Büros, die auf Basis eines gemeinsamen „Mission- und Vision-Statements“ eng zusammenarbeiten. Insgesamt ist Open Doors in rund 80 Ländern aktiv.

Die Beschaffung christlicher Literatur für Christen im Untergrund – seien sie in Nordkorea, China, Vietnam oder isla-

„Eine Perlenkette von Wundern“

Es begann in den fünfziger Jahren mit einem klapprigen VW-Käfer und einem niederländischen Visionär. Mittlerweile blickt das internationale christliche Hilfswerk Open Doors auf eine sechzig Jahre andauernde, „Wunder-volle“ Geschichte zurück. Und auf Erlebnisse mit einem Gott, der gefährliche Aktionen möglich und „sehende Augen blind“ machte. | VON SWANHILD ZACHARIAS

Es war eine Nacht im Juni des Jahres 1981. Vielleicht war sie sternenklar, vielleicht aber auch wolkenverhangen und stockdunkel. Sicher ist jedoch, dass sich in dieser Nacht des 18. Juni vor der südchinesischen Küste das „Projekt Perle“, eines der gefährlichsten und größten Schmuggelprojekte aller Zeiten, abspielte – zumindest in der nun 60-jährigen Geschichte des Hilfswerks Open Doors. „Die Nacht der eine Million Wunder“, werde das Unternehmen auch genannt, sagt Markus Rode, Leiter des deutschen Zweiges. An chinesischen Kriegsschiffen vorbei und hinein in die streng bewachte Küstenregion transportierten Open-Doors-Mitarbeiter in einer einzigen Nacht eine Million chinesische Bibeln für die dortigen Untergrundgemeinden. Zwei Stunden lang luden sie die Bibeln am Strand aus, ohne aufgehalten zu werden. Als schließlich doch Militär und Polizei auftauchten, musste das

mischen Ländern angesiedelt – laufe heute aber ähnlich ab wie zu Bruder Andrews Zeiten. Die „Schmuggelmobile“ hätten sich zwar gewandelt und mittlerweile nutze Open Doors auch verstärkt digitale Medien. „Aber das Prinzip ist dasselbe. Wir müssen immer wieder kreative Wege finden, wie wir Bibeln in Länder bringen, wo es unter großer Strafe steht“, sagt Rode. Immer seien sie dabei auf Gottes Hilfe angewiesen. Andrew habe damals in seinem VW-Käfer gebetet: „Herr, du hast blinde Augen sehend gemacht. Jetzt mach sehende Augen blind.“

Mehr darf Rode aus Sicherheitsgründen nicht über die Lieferungen sagen, um die Arbeit vor Ort nicht zu gefährden. In vielen Ländern arbeite die Organisation auch unter anderem Namen: „Die Schlüsselpersonen kennen nicht immer den Namen Open Doors, damit das Risiko nicht zu groß wird.“ Die „Schlüs-

selbstpersonen“ helfen dem überkonfessionellen Hilfswerk, Nachrichten aus der Welt der verfolgten Christen in die freie Welt zu bringen. So möchte die Organisation eine Brücke zwischen den Christen hier und dort sein. Oft kommen die Informanten selbst auf Open Doors oder dessen anonymisierte Vertreter zu. Dadurch bekommt es Informationen aus erster Hand. Die Kontakte sprechen sich im Untergrund herum. „Sie bitten uns, dass wir ihre Situation bekannt machen“, sagt Rode.

„Jedes Glied, das leidet, soll von anderen unterstützt werden.“ Das bedeute, nicht nur finanzielle Förderung oder Nothilfe in Krisengebieten zu leisten, sondern oft auch Gebetsunterstützung. „Unser Hauptziel ist, weltweit den Leib Christi zu stärken und besonders diejenigen, die sich im Untergrund verstecken

„Herr, du hast blinde Augen sehend gemacht. Jetzt mach sehende Augen blind.“

müssen.“ In den Ländern, in denen Open Doors aktiv ist, gebe es ein weit gefächertes Untergrundnetzwerk. Einige Mitarbeiter ständen sogar auf Todeslisten, seien entführt oder umgebracht worden. Das sei jedoch nicht öffentlich bekannt, denn in diesen Ländern arbeite Open Doors, wie Rode sagt, „undercover“.

Welche Länder das sind, sagt er nicht. Jedoch stimmten sie häufig mit den Ländern überein, die den Weltverfolgungsindex anführen. Open Doors erstellt jedes Jahr eine Liste der 50 Länder, in denen Christen am stärksten verfolgt werden. An der Spitze steht seit 13 Jahren Nordkorea. Sind es in der Anfangszeit der Organisation eher kommunistische Länder gewesen, so sind mittlerweile auch viele islamische Länder vorn dabei, darunter Irak, Syrien, Afghanistan oder Iran. Um einzuordnen, wer als verfolgter Christ gilt, orientiert sich Open Doors an der Definition des Begriffs „Verfolgung“ im Internationalen Recht. Der richte sich dort nach dem, was das UN-Flüchtlingshilfswerk als Verletzung der Menschenrechte definiere, erklärt Rode.

Einige säkulare und kirchliche Medien kritisierten, dass damit nicht zwischen verschiedenen Arten von Verfolgung unterschieden werde. Rode entgegnet darauf: „Würden wir es enger definieren und noch mehr differenzieren, gäbe es ein heillooses Durcheinander.“ Verfolgung sei letztendlich etwas, das von den Christen vor Ort subjektiv empfunden werde. Deshalb gelten nach Einordnung von Open Doors neben Christen, die mit physischer Gewalt konfrontiert sind, auch diejenigen als verfolgt, die im sozialen Leben oder vom Staat nachweislich wegen ihres Glaubens diskriminiert werden. Für den Index analysiert das Werk mithilfe der Kontaktpersonen sechs verschiedene Bereiche anhand von insgesamt etwa 100 Kriterien. Die Organisation untersucht zum Beispiel, ob Christsein im Privaten möglich ist oder ob kirchliches Leben stattfinden kann. Rode betont, dass es dabei nicht um wissenschaftliche Erkenntnisse gehe. Das Werk versuche, die Situation und die „Antriebskräfte für Verfolgung“ aus Sicht der Betroffenen zu identifizieren.

Obwohl die Lage für Christen weltweit schwieriger werde, erinnert sich Rode an viele Momente, wo „Jesus am Werk ist“.

Dort, wo Verfolgung besonders hart sei, kämen viele Menschen zum Glauben. Vor fünf Jahren habe Open Doors die erste vietnamesische Kinderbibel produziert und dort im „sechsstelligen Bereich“ verteilt, nachdem ähnliches in China schon 1994 möglich gewesen sei. Mut macht Rode auch eine Briefaktion, im Rahmen derer allein in diesem Jahr rund 9.000 Briefe aus Deutschland an Christen in Gefängnissen weitergeleitet werden



Gefährliche Reisen: Mit seinem VW-Käfer schmuggelte Bruder Andrew in den Fünfzigerjahren Bibeln hinter den Eisernen Vorhang

Fotos: Open Doors

konnten. Die Arbeit von Open Doors sei nur durch die vielen Menschen machbar, die sie unterstützten, sagt er.

„Unsere Leute werden sterben“

Besonders bewegt habe ihn die Geschichte von einem Dschihadisten, der nach eigener Aussage vorgehabt habe, Christen umzubringen und zu einer Bibel griff, um seinen Hass zu verstärken. „Dadurch ist er aber Christ geworden“, sagt Rode. Überhaupt kämen immer mehr Muslime zum christlichen Glauben, je weiter sich die Terrororganisation Islamischer Staat ausbreite. Eine Herausforderung sei es, die immer mehr werdenden Menschen dort mit den Netzwerken vor Ort zu verbinden. In vielen Untergrundbibelschulen würden deshalb vermehrt Leiter und Pastoren für Hausgemeinden ausgebildet.

Etwas sorgenvoll blickt Rode einer vor Kurzem angelaufenen Nothilfe-Kampagne für die Christen im Irak und in Syrien entgegen. Da die UN und große Hilfsorganisationen sich aus finanziellen Gründen immer weiter von dort zurückzögen, hätten sich die kirchlichen Netzwerke vor Ort mit „Notrufen“ an Open Doors gewandt. „Ein Pastor sagte uns: ‚Wenn ihr euch auch noch zurückzieht, werden unsere Leute sterben‘“, sagt Rode. Das Projekt erfordere in den kommenden anderthalb Jahren etwa zehn Millionen Euro extra. Rode weiß noch nicht genau, wie das Geld zusammenkommen wird. Aber er weiß, dass „wir die Christen dort nicht alleine lassen dürfen“. Und er ist überzeugt, mit Gottes Hilfe mehr schaffen zu können, als es aus menschlicher Sicht möglich zu sein scheint – wie eine Perlenkette von Wundern eben. Oder, um es mit den Worten von Bruder Andrew zu sagen, die einmal auf dessen Grabstein stehen sollen: „He did, what he couldn't.“ (Er tat, was er nicht konnte.) ■

Die Künstlerin

Ann-Helena Schlüter lebt für und von der Kunst: Sie ist Konzertpianistin, malt, dichtet und komponiert eigene Lieder. Zahlreiche Wettbewerbe und Auszeichnungen hat sie bereits gewonnen. Schon in ihrer Kindheit gehörte Musik zu ihrem Leben. Doch seit sie bewusst an Jesus glaubt, weiß sie, dass es wichtigere Dinge gibt. | VON JONATHAN STEINERT

Es muss einfach raus. Das, wovon Ann-Helena Schlüter inspiriert ist, muss sie herauslassen, „sonst würde ich innerlich zerplatzen“. Das, was herauskommt, sind Klavierklänge, Gedichte, Lieder, Gemälde. Oder auch ein herzhaftes Lachen. Zum Beispiel, wenn sie erzählt, dass Ballsportarten wohl eher nicht so ihr Ding sind. Ihr Ding ist die Kunst – und das in allen Facetten.

Die junge Frau trägt ein samtiges, knöchellanges Kleid in Schwarz und Bordeaux. Eine halbe Stunde vor dem Konzert, das sie in einem Gemeindezentrum gibt, läuft sie noch barfuß durch die Flure und kommt auch so zum Interview. Das liegt in ihrer schwedischen Natur, sagt sie. Genauso wie ihre Liebe zum Meer und die Melancholie in ihrer Musik. Schlüters Mutter stammt aus dem Småland, wo auch Astrid Lindgrens Michel aus Lönneberga zu Hause ist. Geboren und aufgewachsen ist die Künstlerin aber in Deutschland. Denn hier studierte ihre Mutter einst bei ihrem späteren Mann, dem Pianisten Karl-Heinz Schlüter, Klavier. Mit vier Jahren bekommt Ann-Helena Schlüter selbst von ihrem Vater den ersten Klavierunterricht. Ihre Schwestern – heute auch professionelle Musikerinnen – lernen unter anderem Klavier und Geige, Blockflöte sowieso. Gemeinsam musizieren sie auf Wettbewerben, bei Konzerten und zu Hause, Duos, Trios, Quartette oder vierhändig auf dem Klavier; in ihren Schulferien geben sie im Sommerurlaub Kinderkonzerte auf Langeoog. Regelmäßig geht die Familie zu Konzerten in die Nürnberger Meistersingerhalle. In der Pause gibt es für die Kinder Vanilleeis mit heißer Erdbeersosse. „Darauf habe ich mich immer die ganze Zeit am meisten gefreut“, sagt Schlüter und lässt ihr charmantes Lachen hören. Klassische Musik gehört zu ihrem Leben wie ein weiteres Familienmitglied.

Bis Schlüter 13 ist, weiß sie nicht, dass es auch andere Musik als klassische, andere Radiosender als den Kultursender Bayern 4 geben könnte. Als sie als Teenie das erste Mal einen Titel der Band Queen hört, ist das „ein musikalisches Offenbarungserlebnis“ für sie. „Ich fand das so toll.“ Ihre Eltern hatten sie vor solcher Art Musik gewarnt. Ein bisschen kann Schlüter das heute verstehen, denn als klassische Künstlerin muss sie auch ihren Hörsinn auf die Musik trainieren, die sie selbst macht. „Ein Leistungssportler muss sich auch auf seine Disziplin konzentrieren.“ Aber sie will Brücken bauen zwischen den Klischees: Klassische Musik ist nicht per se langweilig, nur weil sie alt ist, und moderne Musik ist nicht grundsätzlich niveaulos. „Ich finde die Einstellung bedenklich, wenn man sich so von anderen Musikrichtungen abschottet“, sagt sie.

„Gott ist der größte Künstler“

Nicht nur vor schlechten musikalischen Einflüssen soll Schlüter bewahrt werden. Reitunterricht darf sie nicht nehmen, obwohl sie das gern gemacht hätte. Auch Ballspiele sind so gut wie tabu für sie: Das Risiko, sich an den Händen zu verletzen und nicht mehr Klavier spielen zu können, ist zu groß. Als sie dann doch einmal Basketball spielt, geht das denn auch prompt schief: „Ich war die einzige in der Klasse, die mit Handschuhen gespielt hat, und die einzige, die einen blauen Daumen hatte.“ Später schreiben ihre Eltern eine Entschuldigung für solcherlei gefährlichen Sport und Schlüter schaut von der Bank aus zu. „Teamsportarten wären bestimmt gar nicht so schlecht gewesen für mich“, sagt sie. „Als Pianistin ist man schon sehr viel solo unterwegs.“ Dass sie selbst einmal Musikerin werden würde, war ihr, ihren Eltern und Lehrern, lange klar. Das war der Beruf, den sie kannte. Erst im Studium hat sich Schlüter gefragt, ob ihr auch etwas anderes Spaß machen würde, das Schreiben zum Beispiel. Jetzt macht sie beides.

In dem Notenbuch auf dem schwarzen Flügel steckt ein Stück von Schlüters Leben. Es sieht abgegriffen aus. Tesafilm hält Buchdeckel und Seiten zusammen. Innen sind Kopien eingeklebt, die das Blättern erleichtern sollen. Zwischen den Notenzeilen sind Anmerkungen notiert und farbige Markierungen eingezeichnet. Es ist die „Kunst der Fuge“ von Johann Sebastian Bach. Dieser Zyklus von vierzehn drei- und vierstimmigen Fugen und vier Kanons ist eine Art Vermächtnis des Komponisten. In der letzten Fuge macht Bach seinen Namen zum musikalischen Thema – mit den Tönen b-a-c-h, eine Art Unterschrift unter das unvollendete Werk. Schlüter hat es im vergangenen Jahr auf CD eingespielt, dazu noch eigene Improvisationen über die Themen. An der Universität Leipzig schreibt sie gerade ihre Doktorarbeit darüber. „Wenn ich diese Noten im Zug liegen lassen würde, hätte ich ein echtes Problem“, sagt sie und lacht. Schon nach den ersten Tönen, die sie von diesem Werk spielt, fühlt man sich als Zuhörer gefesselt, wird von den nacheinander einsetzenden Stimmen der Fugen förmlich hineingezogen in die Musik. Schlüters Finger laufen über die Tasten, als wären sie dort zu Hause. Markant schicken sie die musikalischen Motive aus dem Instrument hinaus, während die Töne in den begleitenden Passagen wie viele kleine Seifenblasen aus dem geöffneten Flügel schweben. Wenn Schlüter den Schlussston gesetzt hat, hebt sie den Blick von den Noten nach oben, als sähe sie ihnen nach und staunte über ihre schillernde Schönheit.

Ann-Helena Schlüter möchte mit ihrer Musik und der Schönheit der Kunst Menschen berühren. Gott ist ihr als Künstler ein Vorbild



Bach hat seine Werke mit dem Bekenntnis „Soli Deo Gloria“ versehen – sie sollten Gott zur Ehre erklingen. Das ist auch Schlüters Anliegen: Ihre Aufnahme der „Kunst der Fuge“ ist „For my love“, ist Gott gewidmet. Er ist für Schlüter der größte Künstler überhaupt, als Schöpfer der Natur, Maler der Sonnenuntergänge und Erfinder von Melodien. „Dass es Musik über-



Foto: Ann-Helena Schlüter

„Fernweh“ heißt dieses Bild. Außer der Musik hat Ann-Helena Schlüter mit der Lyrik und im Malen noch andere Ausdrucksformen für sich entdeckt

haupt gibt, dass wir sprechen und uns erinnern können, dass es überhaupt möglich ist, dass ich Lieder schreiben kann – das finde ich schön.“ Schlüter ist evangelisch getauft und konfirmiert. Auch als Kind schon glaubt sie daran, dass es Gott gibt. Aber was das Evangelium bedeutet, dass Gott, der sie gemacht hat und liebt, sie auch von Schuld und Tod befreit, versteht sie erst mit 19 Jahren. Das hat sie verändert: Sie fängt an, selber Bibel zu lesen, zu beten, in Gottesdienste zu gehen. In den Liedern und Gedichten, die sie schreibt, kommt ihr Glaube zum Ausdruck. Und sie richtet ihre Prioritäten neu aus. „Ich habe gemerkt, dass Musik nicht mehr länger die Nummer eins sein kann, wenn Gott ein persönlicher Gott ist. Da hat sich eindeutig etwas verschoben.“ Eine andere Sache sei es, das auch im Leben und Verhalten deutlich zu machen. „Das ist ein Prozess“, sagt sie.

Kampf um Normalität

Schlüter tourt mit Bach und eigenen Kompositionen durchs In- und Ausland, spielt in Konzerthäusern mit großen Orchestern, hat sieben CDs aufgenommen und einen eigenen Gedichtband herausgegeben. Für ihre Musik und Malerei hat sie mehrere Auszeichnungen bekommen. Die Liste an Referenzen der jungen Künstlerin ist lang. Schlüter lebt von ihrer Kunst, das ist ihr Beruf. Es macht ihr nichts aus, auf der Bühne zu stehen, es macht ihr Spaß, sie hat Routine und weiß, was den Zuhörern gefällt. Musik und vor allem der Flügel sind für sie auch Zufluchtsorte, dort fühlt sie sich sicher. Wenn sie singe oder neue Stücke spiele, mache sie sich dagegen eher verletzlich, sagt sie, „in

dem Sinne, dass die Leute es mögen oder ablehnen können“.

Schwieriger ist für Schlüter aber der „Kampf mit dem Normalen, dem Alltäglichen, was das Leben ausmacht“, nicht abhängig zu werden vom Applaus und der Bestätigung, die sie durch die Kunst bekommt. „Man gewöhnt sich an etwas, was im Alltag keineswegs normal ist. Wenn ich im Supermarkt einkaufen gehe oder zur Post oder zur Bank, haben mich die Leute dort nicht grad' im Konzert gehört.“ Zwar sei diese Anerkennung schön, aber sie könne zum Gift werden. „Es ist wie wenn man zu viel Kaffee trinkt.“ Gott ist für sie ein demütiger Künstler und auf diese Weise auch ein Vorbild für sie. „Gott hat keine Allüren, er drängt sich nicht auf.“

Wenn sie mit ihren Freunden aus dem Hauskreis in Würzburg mal im Biergarten sitzt, ist das für Schlüter ein Ausgleich zum Kulturbetrieb, in dem sie sonst unterwegs ist. Aber sie spürt, dass da ganz verschiedene Lebenswelten aufeinander prallen. Während Schlüter jedes Wochenende Konzerte gibt und auch im Sommer auf Tour ist, planen die anderen ihren Campingurlaub. Es ist für Schlüter nicht immer einfach, sich zwischen diesen Welten zu bewegen. „Ich habe immer das Gefühl, ich bin ein Gesamtkunstwerk. Das hat mit meinem ganzen Leben und Wesen zu tun, das kann ich nicht an und aus stellen.“ Besonders aufgefallen ist ihr das in den Tagen, bevor sie die „Kunst der Fuge“ einspielte, in die sie „so viel Herzblut“ und Arbeit investiert hatte. Sie traute sie sich kaum noch über die Straße zu gehen, aus Angst, ihr könnte etwas passieren, was die Aufnahme gefährden würde. Aus diesen Gründen hat sie auch das Reiten wieder aufgegeben, das sie zwischenzeitlich für sich entdeckt hatte. Ihre Hände sind versichert.

Neben Schlüters Klavierhocker liegt ein Stapel Noten. Das Programm des Abends. Dazu noch eine Flasche Multivitaminsaft, aus der sie in einer Umbaupause trinkt. Schlüter trägt ihr langes blondes Haar offen. Bei der Verbeugung fällt es wie ein Schleier nach vorn. Nach dem Konzert verkauft und signiert sie CDs und plauscht mit dem Publikum. Ihre flachen Konzertschuhe hat sie schnell wieder ausgezogen. Einige Gäste stehen noch mit Salzgebäck und Getränk im Foyer, da verschwindet Schlüter schon wieder hinter dem Flügel – diesmal ohne Zuhörer. Sie nimmt noch ein Stück für Geige und Klavier auf. Zwar verdient Schlüter ihren Lebensunterhalt mit ihrer Kunst. Aber es geht ihr um mehr. „In dem Moment, wo ich den Klavierhocker sehe, den Flügel, die Blumen, den Raum, die Leute – dann weiß ich, es ist mehr als ein Beruf oder Geldverdienen. Ich weiß gar nicht, ob ich darauf verzichten könnte.“ Sie möchte mit der Schönheit der Kunst Menschen berühren. „Da kann man nicht immer effektiv sein.“ Und raus, da ist sich Schlüter sicher, müsste es aus ihr sowieso. ■




Film zum Artikel online:
bit.ly/interview-schlueter



prost!

Jens Sembdner



Im September geht Jens Sembdner mit der Band „Die Prinzen“ wieder auf Kirchentour, diesmal zur neuen CD „Familienalbum“. Auf seinem Soloalbum „Da wo du bist“ mit Glaubensliedern verarbeitete der 48-Jährige den Tod seiner Frau

Foto: Olaf Heine

Jens Sembdner ist eines der Gründungsmitglieder der Leipziger Popgruppe „Die Prinzen“. Für pro erklärte der ehemalige Kreuzchor-Sänger, warum er auch negative Erfahrungen als Bereicherung ansieht und privat keine Musik hört. | DIE FRAGEN STELLTE MARTINA SCHUBERT

pro: Schön, dass ich das Vergnügen mit einem echten „Prinzen“ habe. Welches royale Getränk möchten Sie zu sich nehmen?

Jens Sembdner: Da es sehr schwül draußen ist, bevorzuge ich einen Rosé-Wein, eisgekühlt für den Abend. Am Morgen und tagsüber trinke ich bei dem warmen Wetter gerne eine Art Limonade mit Gurken drin und mit viel Eis. Das habe ich in Tschechien kennengelernt. Das ist sehr lecker und erfrischend.

Als ich Sie anrief, waren Sie gerade mit dem Fahrrad unterwegs. In einem Lied der „Prinzen“ heißt es: „Nur Genießer fahren Fahrrad.“ Womit genießen Sie noch das Leben?

Ich versuche, es jeden Tag zu genießen, und zwar jede Sekunde. Ich treibe viel Sport, ich lese sehr viel, ich gehe viel in mich, ich bete viel. Das sind Sachen, die mich im Gleichgewicht halten. Ich habe in meinem Leben die Erfahrung gemacht, dass alles, was passiert, oder alles, was da ist, eine Bereicherung sein kann. Auch, wenn wir das einmal als negativ empfinden. Aber wenn ich später zurückschaue, stelle ich fest, dass auch das eine Bereicherung war.

Wie sind Sie zu dieser Einstellung gekommen?

Ich habe einen sehr großen Verlust gehabt vor vierzehn Jahren, als meine Frau starb. Dann wollte ich ein Buch schreiben und fing damit an, indem ich nur gegen Gott gewettert habe: Warum, wieso, weshalb? Ich habe alles nicht verstanden. Im Lau-

fe der Zeit habe ich erkannt, dass ich alles, was passiert, als gegeben hinnehmen muss. Wenn ich das gelernt habe, sehe ich auch, dass neue Dinge, neue Orientierungen daraus entstehen. Ich war vorher nicht sonderlich mit Gott vertraut. Über diesen Weg des Beschimpfens bin ich zu ihm gekommen. Das ist kurios. Manchmal musst du nur abwarten. Es hat alles seinen Sinn, glaube ich. Es wird alles so sein, wie es sein soll oder wie Gott es will. **Sie sagen, damit die Kirche mehr Leute anlockt, muss sie sich öffnen, aber nicht um jeden Preis. Einige Werte müssen bewahrt werden. Welche?**

Die Gebote, die Gott uns gegeben hat – es sind nicht viele, aber es sind wichtige –, sollten wir einhalten. Wenn wir uns nur

stimme übernimmt. So entstand „Backstagepass ins Himmelreich“. Wenn wir Kirchenkonzerte geben, ist dieses Lied immer dabei, und Wolfgang singt es. Das ist wirklich er. Das Lied passt wunderbar zu den Prinzen, es fügt sich ein. Es ist alles intelligent verpackt, sodass es auch ernst genommen und respektiert wird.

Welche Musik hören Sie privat?

Ich höre gar nichts. Dadurch, dass ich selbst viel Musik mache, bin ich gerade auf Entzug – seit einem Jahr. Am Anfang habe ich mich gezwungen, mittlerweile finde ich es ganz toll, Radio und Fernsehen von mir fern zu halten. Ich habe festgestellt, dass Stille eine immense Kraft gibt. Ab und zu unterstütze ich sie aber mit klassischer Musik.

„Es wird alles so sein, wie Gott es will.“

an die zehn Punkte halten würden, dann hätten wir gar kein Problem auf dieser Welt. Wir brauchen aus meiner Sicht keine großen Pilgerstätten. Diese Pilgerstätten sollten die Zehn Gebote sein, die wir uns immer vor Augen halten sollten. Ich glaube, das hilft.

Wie viel von Ihrem Glauben steckt in dem Lied „Backstagepass ins Himmelreich“?

Das hat mein Bandkollege Wolfgang Lenk mit reingebracht. Er geht regelmäßig in die Gemeinde. Bei den Prinzen singen meistens nur Tobias und Sebastian solo. Aber wir wollten, dass jeder mal die Lead-

Sie hören auch keine Nachrichten?

Es sind für mich zu viele Informationen, die negativ sind und die ich nicht brauche. Wichtige Informationen, dass es eine Hungersnot gibt, dass Völker unterdrückt werden, kommen durch, das weiß ich auch. Dass ich spenden und Hilfsprojekte unterstützen sollte, das steht auch in den Zehn Geboten. Ich brauche dazu nicht noch etwas, was mich niederreißt. Aus meiner Sicht sollten mehr positive Nachrichten verbreitet werden, damit die Menschen auch positiver und lächelnder durch das Leben gehen.

Herzlichen Dank für das Gespräch. ■

Lutherleaks und die „Cloud“

Die Reformation hat dank des Buchdrucks durch die damals neuen Medien enormen Schwung und Verbreitung gefunden. Eine Ausstellung im Gutenberg-Museum in Mainz zeigt, dass dies gar nicht so anders abließ als Kommunikationsprozesse heute. | VON NORBERT SCHÄFER

Die klimatisierte, kühle Luft führt einen Hauch von Terpentin mit sich. Im Kellergeschoss des Gutenberg-Museums in Mainz wird gleich heißes, flüssiges Blei in ein Handgießinstrument zu einer Druckletter gegossen. Von den beweglichen Lettern, Typen und Druckplatten, die Johannes Gensfleisch, besser bekannt als Johannes Gutenberg, im 15. Jahrhundert in Mainz ersonnen hat, haben die Schüler im Vorführraum des Museums wenig Ahnung. Wohl aber von der „Cloud“, der digitalen Datenwolke, die sie mit ihren Smartphones täglich nutzen und vergrößern – und deren historischer Vorgänger im ersten Stock auf die Besucher als Teil einer Sonderausstellung wartet.

Vom April 2015 bis zum Februar 2016 zeigt die Ausstellungsreihe „Am 8. Tag schuf Gott die Cloud“ die Reformation als ein 500 Jahre altes medienhistorisches Phänomen und bedient sich dabei zeitgemäßer Begrifflichkeit und Blickwinkel. Damit zeigt sie, dass sich die Kommunikation und der Umgang mit neuen Medien damals und heute gar nicht so grundsätzlich unterscheiden. Die Basisausstellung zeigt, wie Martin Luther und seine Zeitgenossen gekonnt das neue Medium des Buchdrucks für ihre Überzeugungen und Ziele einzusetzen wussten. Vom damals neuen Medium des Buchdrucks und Luthers Umgang damit haben die Kuratorinnen, die Historikerin Astrid Blome und die Kunsthistorikerin Cornelia Schneider, Parallelen zur „Cloud“ unserer heutigen Zeit herausgearbeitet. Begleitet wird die Ausstellung von drei Themenausstellungen. Diese greifen nacheinander Aspekte der Darstellung auf, die durch die Reformation geprägt wurden, wie beispielsweise die Vorstellung über das Aussehen von Engeln und dem Teufel.

Die „Cloud“ (deutsch: Wolke), eine Art abstrakter Datenspeicher im Internet, ein Netz von Computern und Programmen, erscheint dem Nutzer gleich einer Wolke als undurchsichtig und

verhüllend. In der Cloud spielen verschiedene Medien zusammen, beeinflussen und unterstützen sich gegenseitig, stellen dabei für jedermann verfügbar Wissen und Information bereit und erlauben so auch die aktive Teilnahme an grundlegenden Debatten.

Lutherbibel als Medienereignis

Im Museum hängt die Cloud zwischen drei Stockwerken in Form von halbtransparenten Gaze-Vorhänge und Stoffsegeln in den Ausstellungsräumen. Ein virtuelles Portal, auf das Videoprojektoren ein überdimensionales Bild einer Wolke, eines Holzschnittes aus der Lutherzeit, projizieren, eröffnet dem Besucher den Zugang zur Datenwolke. Blome und Schneider haben die Ausstellung zusammen mit Museumsdirektorin Annette Ludwig, dem Grafikdesigner Stefan Matlik und dem Berliner Szenographie-Büro Molitor um die Dauerausstellung des Museums herum konzipiert und installiert. Über den Köpfen der Besucher und den Nachbauten historischer Druckerpressen im darunterliegenden Geschoss setzen sich die Seiten der Lutherbibel aus tausenden von projizierten Einzeltypen auf einer Galerie von Gaze-Segeln zusammen. Die Projektionen scheinen durch die Leinwände hindurch und überlagern sanft die dahinterliegenden. Ein Sinnbild für das durchdringende Wort der Bibel. Im oberen Stockwerk erzeugt die Cloud eine flüchtige, ständig wechselnde Wortwolke. „Es sind Zitate aus der Lutherbibel, die der Reformator in der für ihn eigenen Art verwendet hat, um Dinge zu klären und sprachlich neu zu fassen, und die heute noch in unserem Sprachgebrauch verankert sind“, erklärt Matlik. Die Lutherbibel, in ihrer Entstehung auch teilweise ein Produkt aus Schwarmintelligenz und Teamwork, erscheint in der Projektion



Foto: pro, Norbert Schäfer

Ein Wolkenportal öffnet dem Besucher den Zugang zur Cloud

Image war auch damals wichtig

Die Nutzung der damals modernen Medientechnik veranschaulicht die Ausstellung beispielsweise an den sogenannten Ablassbriefen des „Petersablasses“. Die Schriftstücke, mit denen sich die Gläubigen von ihren Sünden loskaufen konnten, wurden mittels der Drucktechnik massenhaft vorgefertigt. An die Stelle handschriftlicher Dokumente traten vorgefertigte Serienbriefe, bei denen nur noch an der richtigen Stelle Name und Datum einzusetzen waren. „Die päpstlichen Ablassbriefe sind im 15. Jahrhundert die ersten Massendrucksaachen gewesen“, erklärt Blome. „Für Martin Luther war der ‚Petersablass‘ ein wesentlicher Stein des Anstoßes, der zur Reformation führte.“ In der Vitrine liegt ein Original.

Luther hat die 95 Thesen zur zeitgenössischen Buß- und Ablasspraxis verfasst, um eine kircheninterne Diskussion anzustoßen. „Die Thesen wurden, wahrscheinlich in winziger Auflage, auf Latein gedruckt und er hat sie an seine kirchlichen Dienstherrn geschickt.“ Auch an andere Theologen und Freunde habe er seine Thesen weitergegeben. Die hätten erkannt, welches Potenzial zur Diskussion in den Thesen steckte, und sie an Drucker weitergegeben. „Im Jahr 1517 ist eine erste deutsche Übersetzung erschienen“, erläutert Blome. Luther selbst habe das in dieser Form nicht angestoßen und anfangs nicht gewollt, sei sehr skeptisch gewesen. „Es gibt oft Vergleiche, dass Luther heute bei Facebook posten oder seine Thesen twittern würde“, erklärt die Kuratorin und fügt hinzu: „Das hat nicht er gemacht, das haben andere gemacht. Es war ein Fall von ‚Lutherleaks‘.“ Die Veröffentlichung der Thesen gewann Eigendynamik, die Drucker hätten seine Schriften einfach nachgedruckt, dabei wohl auch nicht deren ursprüngliche Form des Plakates beibehalten, sondern kleine Flugschriften oder Flyer daraus hergestellt. Wer den Text in die Finger bekam, hat ihn weitergegeben. „Wie man heute Inhalte ‚liked‘ oder weitersendet“, sagt Blome.

Ein Teilbereich der Ausstellung widmet sich den Bildmedien im Kontext der Reformation. „Bilder und christlicher Glaube sind nicht ganz unproblematisch“, sagt die Kunsthistorikerin Schneider, die bei der Erstellung des Ausstellungskonzeptes beteiligt war. „Du sollst Dir kein Bild von Gott machen“, heißt es im ersten Gebot. Deswegen kam es in der Reformation zu Bilderstürmen. Luther hat das jedoch nicht befürwortet.“ Luther, das veranschaulicht eine Projektion, hat sehr gut erkannt, was Bilder in dem neuen Medium Buchdruck alles bewirken können und wie sie wirken. „Um Luther herum wurde ganz bewusst durch Georg Spalatin, den Geheimsekretär des sächsischen Kurfürsten Friedrich III., des Weisen, ein Image aufgebaut. Er beauftragte Lucas Cranach den Älteren damit, von Luther Bildnisse zu schaffen, die den Reformator in verschiedenen Kontexten zielgruppenspezifisch darstellten“, erläutert Schneider. Heutzutage würden Xing und Facebook-Profile aufgehübscht, um Anklang bei Zielgruppen zu finden. „Luther und seinen Zeitgenossen war die Darstellung ihrer selbst durchaus wichtig. Viele Dinge, die uns im Umgang mit modernen sozialen Medien sehr vertraut sind, haben Luther und seine Zeitgenossen auch lernen müssen.“ Dass die Reformation ohne Medien, ohne den Buchdruck anders verlaufen wäre, sei Luther und seinen Mitstreitern bewusst gewesen. ■

als modernes Medienereignis. Erklärstücke und Projektionen zeigen, wie sich die Lutherbibel zur Marke entwickelte, erklären den sprunghaften Zuwachs der Flugblätter in der Lutherzeit. Unter den sorgsam ausgewählten Exponaten findet sich auch ein Neues Testament in Griechisch und Latein, erstellt von Erasmus von Rotterdam. Eine solche Ausgabe hat Martin Luther unter anderem als Grundlage für seine Bibelübersetzung ins Deutsche verwendet. Die Ausstellung insgesamt ist nicht weitläufig, aber eine Bereicherung für das Museum mit hohem künstlerischen und ästhetischen Anspruch.

„In der Vorbereitung der Ausstellung haben wir festgestellt: So wie Luther und seine Zeitgenossen die modernste Medientechnik ihrer Zeit nutzten, die ihnen zur Verfügung stand, so wird in vielen Fällen heute auch die Cloud genutzt“, erklärt Historikerin Blome. „Durch den Buchdruck, durch eine Vielzahl, ja Millionen von Flugschriften, die auf dem Markt erschienen, gab es eine riesige Menge von Datenspeichern, die einer theoretisch unbegrenzten Zahl an Nutzern zur Verfügung stand, die über das Lesen, vor allem aber auch durch das Hören an diesen Informationen teilhaben konnten.“ Mit dem Buchdruck war ein relativ einfaches Mittel gefunden worden, um viele Leser, Hörer und Diskutanten auf einmal zu erreichen. Viel mehr Menschen konnten nun ihre Informationen, ihre Meinung mit anderen teilen, indem sie den Buchdruck als Mittel benutzten. „Wir haben heute wie im 16. Jahrhundert das Phänomen, dass diese Cloud, diese riesige Datenwolke, unstrukturiert und ohne Hierarchie ist. Wenn Sie Informationen abrufen wollen, müssen Sie in irgendeiner Form eine Orientierung suchen. Vergleichbar einer Suchanfrage im Internet. Dort erhält man auch völlig ungefiltert die Suchergebnisse und jeder muss sich herausuchen, was er gebrauchen will.“



Foto: Fotolia, Zlatan Durakovic

Setzen die Eltern der heutigen Generation ihre Kinder zu sehr unter Druck, oder wollen sie einfach nur eine gute Frühförderung?

Das konkurrenzfähige Kind

Sport, zwei Musikinstrumente, drei Fremdsprachen – Kinder haben neben der Schule oft ein straffes Programm. Schließlich sollen sie bestmöglich auf das Leben vorbereitet werden. Wissenschaftler raten jedoch bei der Erziehung zu Gelassenheit und mahnen, dass Eltern ihre Kinder nicht zum eigenen Erfolgsprojekt machen sollten. | **VON JOHANNES WEIL**

Dienstags und freitags spielt Felix Handball. Zweimal in der Woche hat er Leichtathletiktraining, denn er kann sehr schnell rennen. Weil seine Mutter möchte, dass er auch ein Instrument lernt, ist ein Nachmittag in der Woche für den Instrumentalunterricht blockiert. Da wird es schwierig, einen gemeinsamen Termin mit dem Zehnjährigen zu finden, um sich einfach zum Spielen zu verabreden. Er selbst empfindet das nicht als schlimm oder belastend. Im Verein treffe er ja auf seine Freunde, sagt Felix.

Das Beispiel weist auf einen Trend hin, der auch wissenschaftlich mehr in den Fokus rückt. Die Entwicklung der Kinder wird zum „Wettrüsten und zur Leistungsschau“, meint Klaus Werle, Reporter beim manager magazin und selbst Vater von zwei Kindern im Alter von zwei und fünf Jahren. Werle hat das Buch „Die Perfektionierer: Warum der Optimierungswahn uns schadet – und wer wirklich davon profitiert“ geschrieben. Aus seiner Sicht verschärft die niedrige Geburtenrate die Sorge um die Kinder, da sich die elterliche Fürsorge auf weniger Nachkommen konzentriert.

Schon im Kindergarten werden dabei die ersten Sprossen der Karriereleiter erklimmt. Dafür sorgen auch die aus dem Boden sprießenden privat-gewerblichen Kindertagesstätten, die sich mit den entsprechenden Angeboten um den richtigen Start der Kinder ins Leben kümmern. Werle kritisiert, dass Kinder oft viele Dinge erfüllen müssen, die von außen an sie herangetragen werden. Dahinter stehe der Gedanke, dass der Nachwuchs von Anfang an bestmögliche Entwicklungschancen haben soll. „Durch die Globalisierung vergleichen wir uns nicht mehr regional, sondern mit Eltern aus China oder den USA.“ Eltern sähen die Kinder häufig als „Projekt“, das sie maßgeblich unterstützen. Eventuell könnte daraus eine Führungskraft von morgen werden. Davon profitiert eine ganze Industrie privater Bildungsanbieter und Karriere-Coaches.

Werle mahnt zur Gelassenheit: „Es muss eine Einsicht in das eigene Wollen und Können des Kindes geben. Die Eltern tun gut daran, zu lernen, wo die wahren Stärken und Schwächen des Kindes liegen“, meint er. Kinder sollten zwar möglichst viel aus-

probieren, aber sich ab einem bestimmten Alter auch festlegen, Abstriche im Terminkalender machen und den Mut haben, Dinge sein zu lassen. Das hat nichts mit Faulheit zu tun, sondern mit Prioritäten. Eltern sollten überlegen, wo sich ihre Kinder engagieren können, ohne dass diese sich dabei verzetteln. „Jeder muss für sich wissen, ob er das Leben als gnadenlosen Konkurrenzkampf betrachtet oder eine etwas freudigere Idee davon hat.“ Wenn alle Eltern den gleichen Maßstäben folgten, dann wären alle Kinder perfekt, aber eben nicht einzigartig, warnt Werle. Er prognostiziert, dass auf der nächsten Stufe der Kinder-Optimierung die Digitalisierung und die interkulturelle Kompetenz der jungen Menschen steht.

Kinder brauchen Zeit

Der Düsseldorfer Erziehungswissenschaftler Heiner Barz bringt es auf den Punkt: „Woran es uns mangelt, das wird wertvoller“, sagt er gegenüber pro. Wenn eine Gesellschaft wenige Kinder hat, will sie diese wenigstens optimal für ihre eigenen Ansprüche vorbereiten, die sie später an sie stellen wird. „Wir leben in einer Zeit, in der keiner mehr Zeit hat“, beobachtet Barz. „Effizienz, Optimierung und Controlling greifen immer mehr um sich.“ Was sich im Wirtschaftsleben als sinnvoll erweise, sei pädagogisch und in der individuellen Lebensgestaltung jedoch nicht automatisch wünschenswert. Er sieht die Pädagogik in der Pflicht, dem „immer höher, schneller, weiter“ zu begegnen. „Wir müssen den Kindern Zeit lassen, zu wachsen und selbstbestimmte Erfahrungen zu machen. Dazu gehört frei gestaltete Zeit, in der sie auch Langeweile erleben und daraus dann wieder neue Ideen entwickeln.“

Stress sei für die Kinder kein neues Phänomen, den hätten sie schon immer erfahren. Jetzt habe er eine andere Qualität. „Kinder sind permanent eingespannt und von ihnen werden in allen Bereichen Höchstleistungen erwartet“, findet Barz. Früher hätten Kinder unter autoritären Hausmeistern, Lehrern und Bademeistern gelitten. An deren Stelle seien heute vermeintlich anonyme Sachzwänge getreten, denen die Kinder ausgesetzt sind. Er sieht darin aber nicht nur eine Verfallsgeschichte. Es gebe auch einen Zugewinn an Lebensqualität. Zu Rohrstock, Backpfeife und Kopfnuss wolle heute keiner zurück.

Der zweifache Vater betont, dass er selbst nicht frei von diesen Entwicklungen ist. Es sei immer ein Spagat, den Kindern die passende Förderung zukommen zu lassen, ohne sie zu überfordern. Dennoch rät auch er zu mehr Lockerheit, etwa wenn sich bei Eltern ein Schuldgefühl breitmache, ihrem Kind vermeintliche Chancen vorzuenthalten. Dies dürfe nicht dazu führen, jeden Nachmittag des Kindes mit Terminen „zuzupflastern“. Irgendwann brauche es auch Zeit, sich auszuruhen und zu spielen – ohne ständige Beanspruchung. „Kinder müssen nicht schon im Kindergarten alle Dinge beherrschen. Sie sollen sich Zeit nehmen und lassen dürfen.“ Welchen Vorsprung ein Englischkurs vor der ersten Klasse tatsächlich ausmacht, sei noch gar nicht erforscht. Kritisch sieht er es, wenn sofort neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen gefolgt wird, die vermeintlich neue und positive Trends kindlicher Förderung aufzeigen. Er warnt davor, dem Machbarkeitswahn zu erliegen. „Die Zukunft und unser komplettes Schicksal haben wir nicht zu 100 Prozent in der Hand.“

Lass das Kind machen

Den Blick auf die nächste Generation verbindet er mit der Hoffnung, „dass der Nachwuchs nicht komplett aus dem Kreißsaal wegorganisiert wird“. Der gerade diskutierte Vorschlag von Familienministerin Manuela Schwesig (SPD) zu 24-Stunden-Krippen sei ein weiteres Indiz dafür, dass man Angst haben müsse, dass zwei voll berufstätige Eltern bald gar keine Zeit mehr für ihren eigenen Nachwuchs hätten. „Ich hoffe, die Familien entdecken die gemeinsame Zeit wieder als etwas sehr Wertvolles für ihr eigenes Leben.“

Im angelsächsischen Raum gibt es mittlerweile eine Gegenbewegung zu den alles überwachenden Helikopter-Eltern. „Leitfaden für faule Eltern“ heißt der Bestseller von Tom Hodgkinson, der eine Pädagogik des Wachsenlassens propagiert. Konkrete Tipps gibt auch Ashley Traxler in einem Beitrag auf dem Blog „A fine parent“: „Ignoriere dein Kind“, ist die erste Regel, die sie aufstellt. Wenn Kinder frei und selbstständig spielen könnten und nicht dem Plan der Eltern folgen müssten, würden sie Fähigkeiten erwerben, die über reines Wissen hinausgehen: Probleme lösen, kritisch denken, Dinge kreativ erkunden. „Als Gegenthese zur Überbehütung oder dem ‚Optimierungswahn‘ mag dieser Slogan seine Berechtigung haben; für sich genommen ist er aber falsch und eher gefährlich als nützlich. Gelassenheit hat nicht viel mit Ignorieren zu tun und gar nichts mit Vernachlässigung oder mangelnder Zuwendung, was beides aus dem Ignorieren erwachsen kann“, schränkt der Greifswalder Entwicklungspsychologe Horst Krist ein.

Er betont, dass die Förderung individueller Talente nicht verkehrt sei. Dagegen stünden allerdings auch Fälle von Burnout bei Kindern und Jugendlichen. „Die Kinder sind deswegen oft gestresst, weil Eltern ihre eigenen Lebensvorstellungen nicht verwirklichen konnten und jetzt hohe Ansprüche an den eigenen Nachwuchs stellen.“ Wenn Tennis-Wunderkinder mit vier Jahren unter Androhung von Prügelein auf den Platz gejagt würden, sei das Maß überschritten.

Nicht-perfekter Lebenslauf gesucht

Er wünscht sich, dass Eltern den Kindern viele Angebote in der Freizeitgestaltung machen. Das Kind sage und zeige dann schon sehr genau, was seinen Vorstellungen entspreche. Das Bild der Frühförderung habe sich geändert: Früher sei es darum gegangen, Rückstände in der Entwicklung aufzuholen. Heute gehe es darum, Potenziale voll auszuschöpfen. Dabei blieben Sachen auf der Strecke, die den Menschen ausmachten. Er selbst hat auch aus seiner Arbeit als Psychologe eine einfache Empfehlung: „Wir müssen unseren Eltern Gelassenheit vermitteln und den Kindern die Gewissheit, dass sie auch ohne Leistung geliebt werden.“

In einem Punkt gibt sein Düsseldorfer Kollege Heiner Barz schon wieder Entwarnung: Mittlerweile suchten die Personalabteilungen nach Bewerbern ohne perfekten Lebenslauf. Es gehe ihnen um Menschen, die etwas erlebt und eine eigenständige Persönlichkeiten entwickelt haben. Ein prominentes Beispiel für Typen ohne ausgefeilte Vita nennt Klaus Werle in seinem Buch: ein dickliches, stilles Kind, das häufig nichts tat. Daraus wurde eines der größten Genies der Zeit: Albert Einstein. ■

Wieder mehr Mama sein

Smartphone ausschalten, Zeit genießen: Genau das ist Rachel Macy Stafford nicht gelungen. Gehezt vom Alltag und Terminen verpasste die erfolgsorientierte Sonderschulpädagogin zwei Jahre ihres Lebens – und damit auch das Geschenk, Zeit mit ihren Kindern zu verbringen. | VON ANNE KLOTZ



Rachel Macy Stafford: „Der Tag, an dem ich aufhörte, ‚Beeil Dich‘ zu sagen“, Ullstein, 304 Seiten, 9,99 Euro, ISBN 9783548375731

Rachel Macy Stafford lebt ihren Tag in Eile, Hektik und Stress. Sie hat Erfolg im Beruf, bei ihren Kollegen ist sie beliebt. In der Gemeinde hilft sie ehrenamtlich, organisiert dort Veranstaltungen, Gottesdienste und Gruppenstunden. Andere sagen ihr, sie mache ihre Aufgabe gut. Gerne wird sie für weitere Arbeiten angefragt. Zwischendurch geht sie eine Runde joggen. E-Mails und SMS beantwortet sie, während sie mit ihrem Auto an der roten Ampel steht, oder wenn sie zu Hause ist und währenddessen den Tisch abräumt, sich mit ihrem Mann unterhält oder die Kinder ins Bett bringt. Alles lässt sich irgendwie regeln.

Sie wird den vermeintlichen Ansprüchen der anderen gerecht, die aber vielmehr ihre Ansprüche an sich selbst sind. Es freut sie, wenn sie Aufgaben erfolgreich abgeschlossen hat.

Doch bei all dem Erfolg bleibt vor allem eins auf der Strecke: ihre Familie. Und sie selbst. Nach einem Nervenzusammenbruch will sie ihren Lebensstil verändern. „Zum ersten Mal beantwortete ich aufrichtig die Frage, die mich jahrelang so stolz gemacht hat: Wie schaffe ich das nur alles? – Indem ich mein Leben verpasse – so schaffe ich das alles. Ich verpasse das, worauf es wirklich ankommt.“

„Mach mal Pause!“

„Der Tag, an dem ich aufhörte, ‚Beeil dich‘ zu sagen“ war ein Beitrag in der Onlinezeitung Huffington Post, der im August 2013 über Nacht rund sieben Millionen Mal angeklickt wurde. Stafford, die Autorin, machte daraus kurzerhand ein Buch gleichen Namens. Darin beschreibt sie den Ausschnitt ihres Lebens, der bestimmt war von Terminen und Tätigkeiten, von elektronischen Benachrichtigungen, Klingeltönen und wenig Schlaf – und in dem sie auch versuchte, ihren Blick wieder auf die Familie zu lenken. Das gerade auf Deutsch erschienene Ratgeber- und Selbsttherapiebuch soll jenen eine Hilfe sein, die ebenfalls unter Stress, Hektik und Perfektionismus leiden und kurz vorm Burnout stehen – oder allen anderen eben prophylaktisch. Denn nach ihrem Zusammenbruch entwirft Stafford das „Hands free“-Konzept, das sie, bestückt mit zahlreichen Anek-



Lieber mit der Tochter im Regen tanzen, als sich von Terminen hetzen zu lassen, findet Stafford

Foto: JenkoAtaman, Fotolia

doten aus ihrem Leben, in ihrem Buch beschreibt. Sie will ihre Hände frei haben für das Leben und nicht mehr für ihr Smartphone oder ihren Terminkalender. In konkreten Handlungsanweisungen wie „Sei Du selbst“, „Mach mal Pause“ oder „Erkenne die Bedeutung der Gegenwart“, die gleichzeitig die Kapitelüberschriften sind, will sie die Leser ein Stück ihres Weges mitgehen lassen und Hilfestellung leisten.

Stafford zeigt eindrücklich, wie wertvoll Familie ist und welche kostbaren Momente mit den eigenen Kindern verloren gehen, wenn man nur im Rekordtempo durch den Tag hetzt. In vielzähligen persönlichen Anekdoten, deren Hauptfigur immer wieder Staffords Tochter Avery ist, fordert sie die Rückbesinnung auf das Wesentliche, das Zwischenmenschliche, Ruhe und inneren Frieden. Sie sensibilisiert für diesen Perspektivwechsel und schafft anhand alltäglicher Beispiele Momente, die zum Nachden-

ken anregen. So war es auch Avery, die jüngere der beiden Töchter, die Stafford auf kindliche Art „eine Dosis Wirklichkeit“ verpasste, indem sie auf Papier ein Bild malte, das ihre Mutter mit dem Laptop zeigt: „Mama, jeder in unserer Familie hat ein Problem, an dem er oder sie arbeiten muss. Deines ist, dass du zu viele Geschichten schreibst.“

In der Schule des Nein-Sagers

Stück für Stück lernt Stafford, sich Freiraum für die Menschen in ihrer Umgebung zu schaffen – für ihre Kinder, ihren Ehemann und ihre Freunde. Der Abwasch bleibt einfach mal stehen, weil sie die Zeit lieber nutzt, um mit ihren Kindern im Regen zu tanzen. Das Handy bleibt aus, damit sie nicht abgelenkt wird, während sie sich mit ihrem Mann unterhält. Stafford verändert die Prioritäten in ihrem Leben wieder zu dem, was sie einmal waren. „Meinen Kindern in die Augen zu sehen, war besser, als auf den Bildschirm meines Smartphones zu starren. Das Lachen geliebter Menschen gewann haushoch über das ständige Piepsen eingehender E-Mails. Lachen, Spiel und Entspannung trösteten meine erschöpfte Seele.“ Auch in der Gemeinde sagt Stafford nicht mehr bei jeder Anfrage zu, sondern beschränkt sich auf wenige Aufgaben, die sie allerdings umso herzerfüllter angeht, schreibt sie in dem Buch. In den manchmal kitschig-rosig anmutenden Beschreibungen macht sie eins klar: Ist ihre Familie fröhlich, spricht das für den Erfolg ihres Konzepts.

Das Thema des Buches liegt am Puls der Zeit: Die Gesellschaft leidet unter zeitlicher Überforderung, vieles geht schneller, nur Multitasker können dem Druck scheinbar standhalten. Soziale Überforderung macht sich breit sowie der Druck, allen gerecht werden zu müssen. Die Relevanz des Themas übertönt jedoch, dass „Hands free“ lediglich die Neuauflage einer längst bewährten Methode ist, um sich zeitlichen Freiraum zu schaffen: Nein sagen.

Ein weiteres Erfolgsmodell

Auf ihrem Weblog „Hands Free Mama“ schreibt Stafford, dass Gott ihr diese zwei Jahre der Überlastung gegeben habe, um herauszufinden, wie sie ihr Leben eigentlich verbringen möchte. „Und auf Grund



Foto: Rachel Macy Stafford

Sonderpädagogin, Autorin, Bloggerin – und Mutter von zwei Töchtern: Für Rachel Macy Stafford hat die Familie wieder Vorrang

meines Glaubens habe ich verstanden, warum Gott mich ausgewählt hat. Er wählte mich aus, um anderen erzählen zu können, worauf es wirklich ankommt.“ Daher wirbt die Sonderpädagogin in ihrem Buch dafür, sich vom Leistungsdenken zu befreien und die Prioritäten zu sortieren. Allerdings ist sie dabei nicht konsequent. Dass nämlich auch Stafford nur ein weiteres Erfolgsmodell entwirft und ihrem Wunsch nach Leistungsoptimierung gerecht werden will, wird schnell deutlich.

Sieht sie, wie gut ihr Mann mit ihren Töchtern umgehen kann, spornt das den wetteifernden Teil in ihr an, ebenso unangestrengt Zeit mit den Kindern zu verbringen. Hört sie, wie begeistert ihre Töchter von den Autofahrten mit einer Bekannten erzählen, will sie in der vermeintlichen Rangliste ihrer Töchter mindestens gleichwertig auftauchen. „Nach ein paar Wochen hatte ich mein Ziel erreicht! Wenn ich den Kindern der Fahrergemeinschaft mitteilte, dass ich an diesem Tag nicht dran war, sie abzuholen, flüsterten sie sich zu: ‚Ich finde es toll, wenn Rachel uns abholt. Sie ist lustig und erzählt immer so tolle Geschichten.‘“

Stafford weiß, dass das „Hands free“-Konzept ein Lebensprojekt sein wird, denn jeden Tag müsse sie aufs Neue entscheiden, wie sie ihre kostbare Zeit verbringen wolle. „Ich dachte, es wäre einfach, in jedem Augenblick gegenwärtig zu sein“, bekennt die zweifache Mutter. „Es wird nie eine Ziellinie geben. Aber etwas viel Besseres. Jedes Mal, bei dem ich begreife, worauf es wirklich ankommt, umarme ich das Leben. Und das Leben wird auch mich umarmen.“ ■

Musik, Bücher und mehr

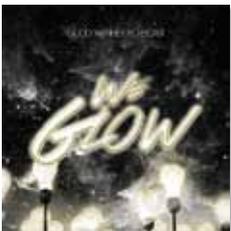
Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



In eine andere Welt

Erstaunlich, dass dieser Mann erst jetzt ein Solo-Album herausbringt. Kammersänger Eddie Gauntt hat als Bariton seit vielen Jahren ein festes Engagement am Badischen Staatstheater in Karlsruhe und war seither in über 70 verschiedenen Rollen in Musicals, Operetten und Opern zu sehen. Schon oft stand er gemeinsam mit seiner Frau, der christlichen Popsängerin Cae, auf der Bühne. Sein erstes Solo-Album enthält Lieder, die für den Sänger stets wichtig waren; sie alle stehen im Zusammenhang mit seinem Glauben. Gauntt schreibt im Booklet: „In meiner Fantasie sehe ich eine leuchtende Welt, in der es jede Nacht ein Stückchen heller wird. Ich träume davon, dass Seelen allezeit frei sind, so, wie die dahinschwebenden Wolken.“ Damit trifft er die Stimmung des Albums, bei dem das Babelsberger Filmorchester mitgewirkt hat. Etwas fürs Herz. Vor allem für das Herz eines Opern-Fans. Und es ist wahrlich ein Ausflug in eine ganz andere Welt. | **JÖRN SCHUMACHER**

Eddie Gauntt: „Eddie Gauntt“, Gerth Medien, 17,99 Euro, ISBN 4029856395234



Sonnige Aussichten

Nach drei Jahren meldet sich „Good Weather Forecast“ mit dem neuen Album „We Glow“ und einem neuen Sound zurück. Elektronische Beats und Synthesizer-Effekte waren bisher von der Band weniger zu hören. Auf „We Glow“ ersetzen diese Klänge altbekannte Gitarrensounds und rockige Elemente früherer Alben. Geblieben ist das Gute-Laune-Potenzial und die Partytauglichkeit der Lieder – perfekt für heiße Sommertage und laue Abende. Bei „Laser“ geht es rockiger zu, „Citylights“ oder „We bring the Fire“ zeichnen sich eher durch Pop-Rhythmen aus. Einziges Manko: Die Songs sind zwar eingängig, mitsing- und tanzbar, dadurch klingen sie aber alle ähnlich und landen eher in der Kategorie „seichter Teenie-Pop“, dabei bezeichnet die Band ihre Musik selbst lieber als „Freaking Pop Party Rock“. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Good Weather Forecast: „We Glow“, Gerth Medien, 14,99 Euro, ASIN BooWVN23PO



Treue, Glaubensschritte, Nachfolge

Das neue Worship-Album „Pocketful of Faith“ von Tim Hughes ist sehr persönlich. In Birmingham baut der Brite gerade eine neue Gemeinde auf. Auf der CD singt der Lobpreisleiter über herausfordernde Glaubensschritte, seine Erlebnisse mit Gott, sein Vertrauen auf ihn und dessen Treue. Damit lädt das Album ganz natürlich zur Nachfolge ein. Die Platte macht Spaß und reißt mit, sowohl die energischen Songs wie „Only the Brave“ als auch die sanfteren Stücke wie „Pocketful of Faith“. Das Album startet stark und kraftvoll, es folgen einige zurückhaltendere Lieder. Musikalisch bietet die CD eine eingängige Mischung aus coolem Pop und melodischen Klavierklängen, teilweise mutet sie hymnisch an. Sie ist authentisch und stimmig in sich, kurz: eine runde Sache. | **MARTINA SCHUBERT**

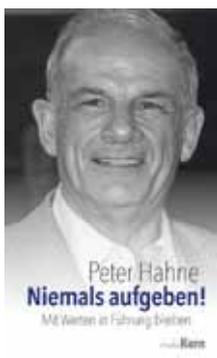
Tim Hughes: „Pocketful of Faith“, Integrity Music Europe via SCM Hänssler, 14,95 Euro, ASIN B010FWMD3O



Um die Ecke gedichtet

In dem Hörbuch „Der obdachlose Gott“ denkt Marco Michalzik in Form von Poetry-Slam-Texten über Gott und die Welt nach. Die Stücke sind getragen von Hintergrundgemurmel, Hall oder Meditationsmusik. Die Texte glänzen dort, wo es um Gott selbst geht. Der Schlussgedanke, dass Gott jeder heilig ist, lässt sich als Auflösung des Albumtitels verstehen. Denn wenn Gott in jedem Heiligkeit findet, dann kann er auch in jedem eine Stätte finden. Zuvor erhebt Michalzik Kirchen- und Sozialkritik. Jedoch protestiert er zuweilen gegen Denkformen, die ohnehin überholt sind, etwa die Aufteilung in Erste und Dritte Welt. Dass er annimmt, ohne Glauben schere sich niemand um Verantwortung, wirkt wie eine Predigt aus der christlichen Blase heraus. Da wünscht man sich an manchen Stellen einen klügeren Blick auf die Welt. | **DANIEL FRICK**

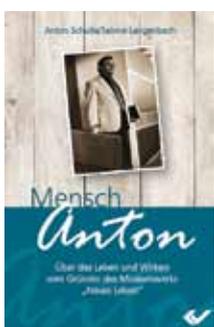
Marco Michalzik: „Der obdachlose Gott. Poetry-Slam-Texte über Gott und die Welt“, Gerth Medien, 63 Minuten, 12,99 Euro, ISBN 9783957340467



Mit Werten vorangehen

In Zeiten, in denen Erfolg ausbleibt, sind echte Werte gefragt, die das Leben ausmachen. Das verdeutlicht der TV-Journalist Peter Hahne in seinem Buch „Niemals aufgeben! Mit Werten in Führung bleiben“. Hahne zeigt, wie der Glaube gerade in schwierigen Zeiten helfen kann. In Europa und in den Kirchen beobachtet er allerdings einen Glaubensnotstand. Kritiker des Glaubens seien häufig die größten Suchenden und müssten auf authentische Christen treffen, schreibt Hahne. Daher wünscht er sich, dass Christen mutig ihren Glauben weitergeben. „Wir können uns mit Gott sehen lassen in den Auseinandersetzungen der Zeit.“ Hahne hat dem Leser ein Hausaufgabenheft mit Themen mitgegeben, über die es sich weiter nachzudenken lohnt. Dadurch ist es sehr voll gepackt und vielleicht wäre hier weniger mehr gewesen. Zugleich macht das Buch durch die vielen persönlichen Beispiele Mut zum Glauben. | **JOHANNES WEIL**

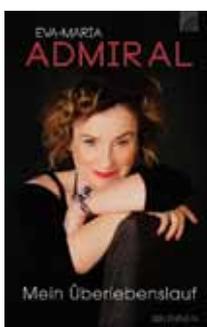
Peter Hahne: „Niemals aufgeben! Mit Werten in Führung bleiben“, mediaKern, 160 Seiten, 10,30 Euro, ISBN 9783842910058



Immer auf Gottes Gnade verlassen

Das Evangelium mit den Mitteln der Zeit weiterzusagen, war das große Anliegen von Anton Schulte. Dessen Autobiografie „Mensch Anton“ hat die Journalistin Sabine Langenbach überarbeitet und um Interviews mit Weggefährten des 2010 verstorbenen Evangelisten ergänzt. Kurzweilig beschreibt das Buch Schulte als Menschen, der sich immer auf Gottes Gnade zu verlassen wusste. Er gründete das Missionswerk „Neues Leben“, woraus viele weitere Arbeitsbereiche hervorgingen wie die Organisation „Sportler ruft Sportler“, heute „SRS“. Die Interviews im zweiten Teil des Buches zeigen, wie Schulte als Evangelist mit klarer Verkündigung immer den Menschen zugewandt war. „Mensch Anton“ ist ein lesenswertes Buch der kleinen und großen Begegnungen. Ob es am Ende der Lieblingsrezepte von Hobbykoch Anton Schulte bedurft hätte, bleibt dem Urteil des Lesers überlassen. | **JOHANNES WEIL**

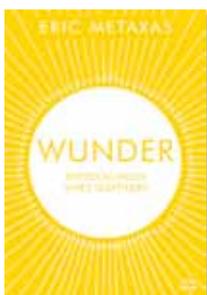
Anton Schulte/Sabine Langenbach: „Mensch Anton: Über das Leben und Wirken des Gründers vom Missionswerk „Neues Leben“, CV Dillenburg, 352 Seiten, 14,90 €, ISBN 9783863531577



Eva-Maria Admirals „Überlebenslauf“

Eva-Maria Admiral gehörte zum Ensemble des Wiener Burgtheaters und wurde als beste NachwuchsschauspielerIn mehrfach ausgezeichnet. In ihrer Biographie „Mein Überlebenslauf“ arbeitet sie ihre Kindheit auf und erklärt, wie sie zum Glauben fand – trotz schwieriger Umstände wie eines elitären Elternhauses, Krankheit und der Angst vor dem Alleinsein. Auch später erlebt sie viele persönliche Rückschläge. Vier Kinder bringt sie tot zur Welt, Krankheiten bringen sie an ihre Grenzen, die Eltern wollen sie enterben, es kommt zum Bruch mit der Familie. Trotzdem möchte sie mit ihrer Arbeit als SchauspielerIn von Gott erzählen, Menschen mit ihrer Kunst berühren und Antworten auf Lebensfragen geben. Die Ehrlichkeit des Buches macht es so lesenswert und authentisch, auch wenn der Leser manchmal das Gefühl hat, dass Admiral alle Rückschläge des Lebens auf einmal erlebt hat. | **JOHANNES WEIL**

Eva-Maria Admiral: „Mein Überlebenslauf“, Brunnen, 192 Seiten, 16,99 Euro, ISBN 9783765509216



Wunder gibt es immer wieder

Mit seinen Biografien über Dietrich Bonhoeffer und den Sklaven-Befreier William Wilberforce hat sich der amerikanische Journalist Eric Metaxas international einen Namen gemacht. Sein neues Buch „Wunder – Entdeckungen eines Skeptikers“ gibt zunächst einen umfassenden biblischen Überblick über Wunder und damit verbundene Fragen, um dann in einem praktischen Teil von Wundern aus seinem persönlichen Umfeld zu berichten. Diese Erlebnisse – seien es Heilungen oder ungewöhnliche Bekehrungserlebnisse – schildert Metaxas spannend und mitreißend. In den USA erfuhr das Buch deswegen auch in säkularen Medien große Aufmerksamkeit – verdient hätte Metaxas dies auch in Deutschland. | **MORITZ BRECKNER**

Eric Metaxas: „Wunder – Entdeckungen eines Skeptikers“, SCM Hänssler, 400 Seiten, 24,95 Euro, ISBN 9783775156325

Perspektiven für Leben und Beruf

Seminare im Herbst 2015

Crashkurs Pressesprecher

Termin: 11. September
Ort: Wetzlar
Referent: Egmond Prill,
Leiter der Christlichen Medienakademie,
Autor, Pressesprecher zahlreicher
Großveranstaltungen

Kreatives Schreiben

Termin: 25.–26. September
Ort: Wetzlar
Referent: Steve Volke,
Geschäftsführer Compassion
Deutschland, Journalist, Autor

Gestalten mit InDesign

Termin: 9.–10. Oktober
Ort: Wetzlar
Referent: Christoph Görlach,
Marketingleiter beim
Christlichen Medienverbund KEP

Inhouse-Seminare

Wir kommen zu Ihnen:

Alle unsere Seminare bieten wir
auch als Inhouse-Schulungen an,
ganz nach Ihrem Bedarf – kompetent,
kostengünstig und unkompliziert!

Christliche Medienakademie
Steinbühlstraße 3 | 35578 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 166 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
info@christliche-medienakademie.de

christliche-medienakademie.de

